DER QUERSCHNITT

VII. Jahrgang Heft 1

INHALTS-VERZEICHNIS

Ein englischer Journalist . . . . . *Das auswärtige Amt*
Marcel Ray . . . . . *Diplomaten und Schriftsteller im Pariser Quai d'Orsay*
Walter von Dreesen . . . . . *Chronik von Poggenpuhl*
(mit Zeichnungen des Verfassers)
Rudolf Großmann . . . . . *Circus redivivus*
Otto Nebelthau . . . . *Schluß mit der kleinen Astrologie*
Joseph Delteil. . . . . *Les Chats de Paris*
Claerenore Stinnes . . . *Von Konstantinopel bis Batum*
Paul Poiret . . . . . *Die Mode in 30 Jahren*
* * * . . . *Drei französische Schriftsteller in Berlin*
Maurice Dekobra . . . . . *Bei Jazz-Musik geschrieben*
Florent Fels . . . . . *Die Geheimnisse des Flohmarkts oder die Schätze der Bodenkammer*
Eryk Pepinski . . . . . *Gärten vom ersten Amenophis bis zum ersten Zypernek*
Charlotte Hausleiter-Westermann . . . . . *Diplomatica*
Randbemerkungen, den Lesern des Buches „Metternich" gewidmet
Anton Kuh . . . . . *Mendel Singer*
(Das Symbol des alten Österreich)

Sammel-Querschnitt / Bücher-Querschnitt
Marginalien

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

Beilage: Die wichtigsten Auktionspreise (Verzeichnis 5)

*

Umschlagzeichnung nach einem Holzschnitt von M. Kogan

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b.H. Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

Ein besserer Mann....

„Seit ich den Tag mit Brotella als Frühstück beginne, bin ich ein besserer Mann; – gesundheitlich, geistig, körperlich, in jeder Beziehung besser und leistungsfähiger.
Brotella hat mich zu einem neuen Menschen gemacht."

Dr. phil. Wilh. Ungnade, Generaldirektor.

Auch Sie können ein „besserer" Mann werden, wenn Sie zu der Erkenntnis gelangen, daß zu einem gesunden Körper in erster Linie ein gesunder, reiner Darm gehört; daß die Forderung des Tages heißt: Darmkultur! Ein reiner Darm — ein gesunder Körper: Körperpflege ohne Darmpflege ist keine Körperpflege.

Brotella

nach Prof. Dr. Gewecke

macht den Darm, macht den ganzen Körper gesund, weil es den Darm reinigt, kräftigt, glättet, schleimt und zur Selbstarbeit erzieht, weil es den ganzen Verdauungstraktus und damit den ganzen Menschen verjüngt. Brotella ist zugleich ein prächtiges, billiges, wohlschmeckendes Frühstück und Abendessen.

Brotella-mild, Pfd. Mk. 1.40, **Brotella-stark**, Pfd. Mk. 2.—,
Spezial-Brotella für Korpulente, für Zuckerkranke, für Nervöse je Pfd. Mk. 3.50.

Neues Brotella-Kochbuch 25 Pfg.

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern.

Wilhelm Hiller, Chemische und Nahrungsmittel-Fabrik, **Hannover.**

Carl Rabus

DAS AUSWÄRTIGE AMT

Von einem englischen Journalisten

Um den Begriff der Wilhelmstraße klarzustellen, nenne ich sie die „Whitehall" von Berlin. Whitehall ist die Straße, in der Karl der Erste enthauptet wurde, und in der die englischen Ministerien den Steuerzahler zugrunde richten. Whitehall verdankt dem ersteren Geschehen in der Hauptsache seinen Ruhm. Aus diesem Grunde hinkt der Vergleich durchaus. Denn ich bin überzeugt, daß in der Wilhelmstraße weder ein König noch ein anderer Sterblicher je seinen Kopf — in welchem Sinne auch immer — verloren hat. Ob das Kaiserreich durch die in der Wilhelmstraße schlecht oder gut geleitete Politik in die Brüche ging, darüber mag die Geschichte nach Belieben entscheiden; der englische Staatsmann Burke sagte einmal, daß es ebenso unmöglich ist, eine Politik anzuklagen wie eine Nation.

Daß, auch im übertragenen Sinne, kein einziger in der Wilhelmstraße seinen Kopf verlor, bin ich bereit zu beschwören. Nicht einmal Trebitsch Lincoln, der recht glücklich ist, sein kostbares Haupt nicht tatsächlich eingebüßt zu haben.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich meine geringfügigen Betrachtungen über „Das Auswärtige Amt" im Zusammenhang mit diesem Individuum beginne, und kann es nur damit entschuldigen, daß bei näherer Prüfung er als Erster im Gedächtnis haftete, und er die stärkste Persönlichkeit war, der ich im Laufe vieler Jahre unter all den flüchtigen Bekanntschaften in der Wilhelmstraße begegnet bin.

Das ist an sich eine vernichtende Tatsache, wenn ich an die vielen auswärtigen Minister denke, die im Laufe der Jahre kamen und gingen und keinerlei Spuren hinterließen, und an die weitaus größere Zahl der Leiter der Ministerial-Abteilungen, von denen einige kaum so lange dort waren, um sich mit ihren Stenotypistinnen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, da sie für ihre Nachfolger schon wieder den Platz räumen mußten. Aber es ist nun mal Tatsache; Tatsache ist auch, daß Trebitsch Lincoln den Kopf nicht verlor, als Ludendorff, Kapp und seine Mitverschwörer in jenen Tagen des „Putsches" kopflos wurden.

Trebitsch, möchte ich bemerken, ist mit den Räumen eines englischen Gefängnisses so gut vertraut wie mit den Räumen des englischen Unterhauses und kennt sich bei den Verbrechern hier wie dort aus.

Nun seht und hört! Er bewahrte als Chef der auswärtigen Presseabteilung bei der Kapp-„Regierung" ebenfalls die Ruhe. Wie groß war der Aufruhr bei den Engländern über die Art dieser wundervollen neuen deutschen „Regierung"! Und in meiner Eigenschaft als Korrespondent einer Londoner Zeitung war es mir eine willkommene Pflicht, den Aufruhr noch zu schüren. Ich verkündete der erstaunten Menge, daß Trebitsch Lincoln, des Verbrechens der Veruntreuung überführt, gleichzeitig Spion der gegnerischen, kriegführenden Mächte — nun Staatsbeamter der neuen Regierung sei.

Aber ich hatte ohne meinen Trebitsch gerechnet. Eine seiner Aufgaben war es, die Telegramme englischer Journalisten zu zensurieren; hauptsächlich, wie ich vermute, um einen Dieb auf die Suche nach dem anderen zu schicken. So händigte ich Trebitsch meinen Bericht aus; er war sehr lang, wiewohl nur der eine Satz von wirklicher Bedeutung war: „Trebitsch Lincoln ist der Chef der auswärtigen Presseabteilung bei der Kapp-Regierung." Diesen prägnanten Satz strich — während meine Augen sich mit Tränen füllten — der Blaustift des Zensors aus.

„Aber, Mr. Lincoln," sagte ich —, „das entspricht den Tatsachen —, was haben Sie dagegen einzuwenden?"

Blitzartig kam die Antwort: „Sie sehen also, ich brauche nicht in mein eigenes Horn zu blasen." Bescheidener Mr. Lincoln! Sie haben sicher niemals Ihren Kopf verloren!

Diesen erregten Tagen folgten noch erregtere, dann Monate und Jahre der Revolutionen, die keine waren, Minister kamen, die nichts zu verwalten hatten, Kanzler und Staatssekretäre erlebten vergänglichen Ruhm und stürzten noch schneller als die Mark. Und bei alledem verlor das „Auswärtige Amt" seinen Kopf nicht.

Täglich gab es eine neue Krisis; wir auswärtigen Journalisten pilgerten täglich nach der Wilhelmstraße, um uns Stoff für unsere Arbeiten zu holen; wohl fanden wir ihn, aber das Material war bei näherer Be-

trachtung so langweilig und eintönig, daß wir keine Absatzgebiete dafür gefunden hätten. Denn das Auswärtige Amt verlor seinen Kopf nie, es schüttelte ihn nur immer. Hier einige Beispiele davon aus verschiedenen Perioden:

„Wird Deutschland den Versailler Vertrag unterzeichnen?"

Das Auswärtige Amt: „Nein!"

„Wird Deutschland sich mit einem Gerichtsverfahren gegen die offensichtlichen Kriegsverbrecher einverstanden erklären?"

Das Auswärtige Amt: „Nein!"

„Wird Deutschland den passiven Widerstand an der Ruhr aufgeben?"

Das Auswärtige Amt: „Nein!"

Zum Schluß mußten wir es aufgeben. Es war eine Phase, ich sage es mit Erröten, wo Deutschlands auswärtige Politik, wie Unbeteiligte vorausgesagt hatten, feierlich in der Adlon-Bar debattiert und entschieden wurde. Wir fühlten, was immer wir auch fragten, daß das Auswärtige Amt seinen Kopf schüttelte und „Nein" sagte. Und eine Enttäuschung nach der andern ließ uns zu dem Resultat kommen, daß, wenn das Auswärtige Amt „Nein" sagte, die Regierung geneigt war, „Ja" zu sagen. Das von dem Auswärtigen Amt betonte „Nein" blieb auch bei der Hauptentscheidung bestehen.

Die schmerzlichen Erfahrungen dieser Tage haben noch andere „Auswärtige Aemter" als das in der Wilhelmstraße belehrt; dieses scheinbar noch nicht genug. Gelegentlich sagt das Auswärtige Amt noch immer „Nein"; ich brauche nur an ein berühmtes Dementi der jüngeren Zeit zu erinnern, welches uns weismachen sollte, daß gewisse französische und deutsche Sachverständige, die an Deutschlands schnellerer Aufnahme in den Völkerbund interessiert waren, sich nicht in Berlin getroffen hätten. Am nächsten Tage wußte die ganze Welt, daß jene Sachverständigen sich doch in Berlin getroffen hatten. Weder die Sachverständigen noch die Welt verlor darum an Wert.

Ein Dementi ist in der ganzen diplomatischen Welt ein Dementi. Es wird, wenn ich so sagen darf, nicht nach seinem Wert, sondern nach seinem Unwert bemessen. Dementis sind auch manchmal erlassen worden von der „Wilhelmstraße von London", um diese Parallele umzukehren. Ich bin doch ganz sicher, daß Whitehall nie ein Dementi, so wertlos es auch war, ergehen ließ, ohne sicher zu sein, daß es innerhalb der nächsten Stunden nicht widerlegt werden konnte. Meine Herren, die Welt ist schlecht, aber in den diplomatischen Kreisen dieser Welt ist es ein größeres Verbrechen, dumm, als schlecht zu sein.

Der Dummheit reiht sich im Strafregister die Humorlosigkeit an. Nennt in England einen Mann einen Bolschewisten, beschuldigt ihn, seine Großmutter ermordet zu haben, er wird sich vielleicht dagegen auf-

lehnen, jedoch ohne Heftigkeit. Sagt ihm aber, daß er keinen Sinn für Humor habe, und ihr habt ihn lebenslänglich zum Feinde. Von diesem mangelnden Sinn an Humor kann ich ein schmerzliches Zeugnis ablegen. Die Pflicht rief mich zur März-Konferenz des Völkerbundes nach Genf. Als ich spät in der Nacht ankam, stürzte ich in das Metropol-Hotel und fand dort die Wilhelmstraße vollzählig versammelt. Von Minister Stresemann angefangen bis zu den Herren Verfassern der berühmten Dementis. Zu einem Beamten, mit dem ich befreundet war, sagte ich: „Fein, ich habe Glück, eben erst in dem mir völlig fremden Genf angekommen, falle ich gleich in die Völkerbund-Konferenz hinein."

Dieser Ulk, dieser lächerliche Einfall von mir — wollt ihr mir glauben —, wurde ernst genommen. Ein paar Tage später wurde ich angestarrt und ausgefragt; man hatte mich folgendermaßen beschrieben: „Der Engländer, der ins Metropol-Hotel ging und dachte, dort sei der Völkerbund."

Ich zittre jetzt, daß die Witze, die ich hier niedergeschrieben habe, in der Wilhelmstraße todernst genommen werden. Ich hoffe es nicht; ich hoffe, daß meine Aeußerungen für eine Art „Presse-Mischung" gehalten werden. Damit Sie wissen, was eine „Presse-Mischung" ist, will ich Ihnen gleich die Erklärung geben. „Presse-Mischung" ist der wundervollste Cocktail der Welt. Er wird jeden Freitag nachmittag in einem ehemaligen Hohenzollern-Palais, das jetzt den nützlichen Zwecken der Presse-Abteilung des Auswärtigen Amtes dient, in sehr kleinen, aber sehr häufig gefüllten Gläsern serviert. Nominell ist diese Zusammenkunft eine „Tea-party". Es gibt auch Tee dort, ebenso Gebäck und Sandwichs, zu schweigen von der mündlichen Beköstigung, die einige Zyniker mit „Stumpfsinn" bezeichnen.

Manche gehen wegen des „Stumpfsinns" hin, manche wegen der „Presse-Mischung". Ich habe sogar munkeln gehört, daß einige Vertreter obskurer Zeitungen von Ländern mit unaussprechlichen Namen, von denen man nur hört, wenn es sich um Pogrome handelt, nur wegen der Sandwichs hingehen. Aber die meisten von uns auswärtigen Korrespondenten kommen hin, um die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die die Geschicke Deutschlands lenken; und weil diese Männer, die uns freundschaftlich-vertraulich begegnen, uns sagen, was ihre Herzen bewegt, und unsere oft ermüdenden Fragen beantworten und somit die Räder der internationalen Beziehungen ölen helfen.

In diesen Tagen ist natürlich Dr. Stresemann unser Teestundenopfer; ich schätze seine Art, in der Aufrichtigkeit mit Diskretion vereint und bei guter Laune bleibt, wenn auch die Fragen oft indiskret sind, die meistens große Leute kleiner Zeitungen an ihn stellen.

Manchmal werfen auch Dr. Stresemanns Vorgänger oder Kollegen im

Huhnen

Auswärtigen Amt einen Blick auf den Schauplatz ihrer einstigen Bemühungen. Herr Brockdorff-Rantzau bringt aus Moskau seine farblose Undurchdringlichkeit mit. Dr. von Rosenberg kommt, immer noch die Haltung des letzten überlebenden Diplomaten der alten Schule, er erinnert mich an den Typ des überzeugenden, ruhigen Engländers; überzeugend, weil er das Aeußere dazu hat, ruhig, weil er nichts zu sagen weiß. Kürzlich kam auch Ulrich Rauscher hin, gutmütig und freundlich, einstiger Chef der Presse-Abteilung — jetzt Minister in Polen! *Facile decensus Avernus!*

Ja, ja, Minister kommen, Minister gehen. Aber die „Presse-Mischung" möge ewig aus einem unerschöpflichen Brunnen strömen.

Sie ist eine starke Mischung, ich fürchte sie mehr als alle übrigen Bestandteile der Riesenmaschine „Das Auswärtige Amt". Ich bin sicher, daß das ersehnte Ziel dieses Riesen-Mechanismus „Friede", vollendeter „Friede" ist. Und selbst wenn das nicht der Fall wäre, so will ich Ihnen sagen, warum mich das nicht schrecken könnte, wenn Ihnen auch der Grund weithergeholt erscheint.

Ich habe den Potsdamer Platz gesehen. Ich komme nie nach Berlin, ohne vorsätzlich dahin zu gehen. Ich habe die Verkehrsregelung beobachtet —, angefangen von dem Schutzmann mit der lustigen kleinen Trompete bis zur heutigen, eindrucksvollen Ausstattung mit Turm, Lichtsignalen und bewaffneten Leuten, die schwedische Gymnastik machen. Aber der Potsdamer Platz bleibt der alte lustige Malstrom. Und ich bin zu dem Resultat gekommen, daß ein Volk, das den Potsdamer Platz nicht beherrschen kann, Europa nie beherrschen wird —, selbst wenn es möchte. Und ich glaube nicht einmal, daß es möchte!

(Aus dem Englischen von Friederike Böhme.)

DIPLOMATEN UND SCHRIFTSTELLER IM PARISER „QUAI D'ORSAY"

Von

MARCEL RAY

Ein breites, schönes Palais am linken (vornehmeren) Seineufer, doch nicht so schön, daß Baedeker es mit einem Stern versehen und die Touristenkarawanen es mit täglichem Besuch beehren sollten: so zeigt sich das Pariser Außenministerium am Quai d'Orsay, das der Kürze halber von aller Welt das „Quai d'Orsay" oder noch einfacher „das Quai" genannt wird. Ein langes eisernes Gitter, ein Vorhof und ein paar am Tor stehende Schutzleute schaffen die zum Respekt nötige Distanz. Das hohe Dach wird von höheren Bäumen überragt, was ein Sinnbild von kunstreicher Hierarchie und Staatsordnung gibt. Im Vergleich mit dem „Quai" ist Downing Street nur ein unscheinbar bürgerliches Häuslein in einer Winkelgasse, während am deutschen Außenministerium bekanntlich nur die schlicht anmutigen Torlaternen aus der Zeit der Königin Luise schön sind.

Viel geräumiger und häßlicher als der „entre cour et jardin" stehende Prunk- und Hauptflügel sind die später gebauten Seitenflügel, in welchen die unzähligen Dienstabteilungen Unterkunft finden. Endlos führen traurige, schlecht beleuchtete Korridors von Tür zu Tür. An jedem Eingang ist ein Schildchen angebracht mit dem Namen des jeweilig eingesperrten Beamten. Wichtigere Herren vom Gesandten hinauf erkennt man von außen daran, daß sie einen billigen „Vorleger" oder Fußteppich vor der Tür haben. Botschaftsräte und geringere Instanzen werden von Besuchern mit schmutzigen Stiefeln auf- und heimgesucht. Ordnung muß sein.

Sebba

Die Hauptzelle des Bienenkorbs ist ein ovaler Raum, von der Decke bis zur Tafelung in Manneshöhe ganz mit herrlichen Gobelins nach Gemälden von Rubens behängt. Da sitzt Briand, der Hausherr, an einem Schreibtisch aus Rosenholz und vergoldeter Bronze. Es soll der Schreibtisch Vergennes' sein, des raffinierten, in allen parfümierten Wassern gewaschenen Außenministers Ludwigs des Fünfzehnten. Der Raum ist sonst bis auf einige Stühle möbelleer; der Schreibtisch ist auch leer, solange Briand im Amte ist. Ein geborener Redner, mit einem geradezu pathologischen Gedächtnis begabt, braucht Briand keine Dossiers, liest nie ein Buch, schreibt kaum je etwas anderes als seinen Namen unter die Dokumente, die ihm vorgelegt werden. Wenige Sammler können sich rühmen, einen eigenhändigen Brief von Briand zu besitzen. Er bestellt seine Untergebenen zum Vortrag oder plaudert mit seinen Besuchern, hört aufmerksam zu, indem er mit halbgeschlossenen Lidern seine ewige Zigarette raucht, nimmt sich nie eine Notiz, brütet stundenlang, wenn er allein ist, über das, was er gehört hat, und macht überhaupt für nicht Eingeweihte den Eindruck eines gänzlich unbeschäftigten, heillos trägen Menschen. Mancher

Besucher hat mit Schrecken vermutet, daß er den Herrn Minister zum Einschlafen hinübergeredet habe, und mit größerem Schrecken entdeckt, daß dem nicht so sei. Briand wird sofort wach, wenn er es braucht, und hat alles gehört, alles in präzisester Erinnerung behalten. Er diktiert auch fast nie eine Zeile; er gibt seinen Mitarbeitern kurze, vage Anweisungen, die er mit ausdrucksvoller Gebärde ergänzt. Weh demjenigen, der diese Winke nicht richtig zu benutzen versteht. Briand will verstanden, nicht gestört werden; seine erfolgreichen Mitarbeiter sind solche, die seinem gesprochenen Wort, ja seiner Absicht zuvorkommen. Eine spannende, nicht gefahrlose Beschäftigung.

Das Bindeglied zwischen dem Minister und dem diplomatischen Personal stellen die Kabinettschefs dar. Zu andern Zeiten fristeten diese vorübergehenden Erscheinungen neben den langlebigen Beamten ein bescheidenes Dasein. Es war die Vorkriegszeit, in welcher der Außenminister sich oft von den Fachleuten beraten und lenken ließ. Es ist anders geworden. Die Kabinettschefs sind jetzt überaus einflußreich, wenn nicht allmächtig. Zwei schärfer kontrastierende Figuren kann man sich kaum denken. Der Berater für Außenpolitik heißt Léger; der Vertrauensmann für innere und parlamentarische Geschäfte ist ein langjähriger persönlicher Freund Briands, Peycelon mit Namen.

Alexis Léger ist ein Diplomat vom Fach und noch keine 35 Jahre alt; er ist immer noch sehr viel bekannter in modernen Literaturkreisen als in politischen Milieus, und zwar unter dem Namen „Saint-Léger Léger", den er jüngst gegen das britisch klingende Pseudonym „Saint John's Perse" umtauschte. Unter ersterem Namen veröffentlichte er vor 15 Jahren eine Gedichtsammlung, *Eloges* betitelt, die literarische Feinschmecker den tiefsinnigsten, dunkelsten Hymnen Paul Valérys zur Seite stellen oder noch höher bewerten. Das Büchlein ließ er einige Jahre hinterher einstampfen, so daß es zur gesuchtesten Rarität wurde. Nach dem Krieg erschien bei der *Nouvelle Revue Française,* in beschränkter, numerierter Ausgabe, eine neue Sammlung *Anabase.* Der unbekannte Verfasser St. John's Perse war kein anderer als Botschaftsrat Léger, Chef der Abteilung für Asien im Auswärtigen Amt und Briands erster Kabinettschef. Léger stammt aus französisch Westindien und hat den ganzen Erdball bereist; er gilt als der beste französische Kenner von Tibet und von den Südseeinseln. Eine schlanke, elegante Figur von weltmännischem Reiz, spricht er nach der Art der Kreolen die „r" so zart und so leis, daß plumpe Ohren den Laut nicht vernehmen: „Monsieur A'istide B'iand, minist'e des Affai'es Et'angè'es." Sicherlich bringt er es noch zum Botschafter, bevor er den 40. Geburtstag gefeiert hat.

Im gleichen Arbeitszimmer sitzt an einem andern Schreibtisch der für Briand noch unentbehrlichere Gilbert Peycelon, der ursprünglich als kleiner Beamter in der Provinzstadt Saint-Etienne lebte, wo Briand vor 30 Jahren zum erstenmal fürs Parlament kandidierte. So ist er seit der Jugendzeit mit Briands politischem Schicksal verwachsen; er knetet für ihn den politischen Teig, ebnet ihm die Bahn, kennt die tiefsten Gedanken des einsam, unverheiratet lebenden Staatsmanns, herrscht und fällt mit ihm und versteht sich ausgezeichnet mit Léger, dem Aristokraten, von dessen Hölderlin-dunklen Gedichten er nie eine Zeile gelesen hat.

Photo Albert Schneider, St. Moritz

Erster Winter am St. Moritzer See

Fox Photo

Schlittschuh-Segler in den Schären bei Stockholm

Karren mit Segeln in China

Skijöring mit Renntier in Lappland

Photo Paul D. Miller

Skirast der modernen Frau

Photo Edm. Neuhauser

Weitsprung auf dem Eis über zehn Fässer

Photo Paul D. Miller

Training zum Eiswettlauf

Eine zweite Verbindungsstelle zwischen dem Minister und seiner Bureaukratie ist das in Frankreich besonders wichtige Preßbüro, das noch auf einige Wochen von Jean Giraudoux geleitet wird. Es ist wohl überflüssig, den Verfasser von *Bella* in Deutschland einführen zu wollen. Als ich vor einigen Monaten in Berlin weilte, rezitierte mir ein höherer Beamter der Wilhelmstraße aus dem Gedächtnis und im Originaltext zwanzig Zeilen von diesem politischen Schlüsselroman, der die Rivalität zweier republikanischer Patriziergeschlechter zum Gegenstand hat. In dieser modernen Fassung von *Romeo und Julie* hat man den Hader zwischen Poincaré und Berthelot erkennen wollen. Nun aber leben Poincaré und Berthelot im Zeichen der Nationalversöhnung und des Koalitionskabinetts friedlich nebeneinander, während Giraudoux, dem Beispiel seines Freundes und Kollegen Paul Morand folgend, im Begriff ist, sein Verhältnis zum Quai d'Orsay ein wenig zu lockern. Er soll gegen Neujahr einen Sitz in irgendeiner internationalen Türkenkommission erhalten, deren Mitglieder dann und wann in Paris zusammenkommen, und dafür eine ansehnliche Entlohnung in englischer Valuta einkassieren: dies bedeutet für Giraudoux *otium cum dignitate* und Muße für seine literarische Arbeit.

*

Philippe Berthelot ist Generalfeldmarschall der diplomatischen Armee Frankreichs. Offiziell steht er in der Botschafterrangliste, ohne je einen Botschafterposten im Ausland innegehabt zu haben; tatsächlich hält er sämtliche Fäden der französischen Außenpolitik in der Hand. Er führt den Titel eines „Generalsekretärs des Außenministeriums", was ungefähr der Stellung Herrn v. Schuberts im Berliner Auswärtigen Amt entspricht; seine Machtbefugnisse gehen aber viel weiter. Berthelot wurde eigentlich nie „befördert"; er zwang sich auf und herrscht immer noch durch die Prestige von Arbeit und Erfolg, durch seinen unwiderstehlichen Willen zur Macht und die Ueberlegenheit eines allseitigen Geistes. Er gilt als Menschenverachter und Zyniker und ist deswegen einer der bestgehaßten Machthaber in Frankreich, trotzdem oder gerade weil er aus Familientradition und persönlicher Ueberzeugung den Linksparteien näher steht.

Er ist einer der vier Söhne des vor zwanzig Jahren verstorbenen großen Gelehrten Marcellin Berthelot, der Pasteur den ersten Platz in der französischen Wissenschaft streitig machte und am Ende seines ruhmreichen Lebens zum Linkspolitiker und Minister wurde. Die drei Brüder Philippe Berthelots sind auch führende Männer der Wissenschaft und der Wirtschaft; er ist aber der begabteste und mächtigste von allen. Sämtliche Mitglieder der Familie könnte man dahin definieren, daß sie von Haus aus Künstler sind und ausnahmslos etwas anderes als Kunst getrieben haben. Deshalb werden sie von ihren Feinden als gefährliche Dilettanten verschrien. Vor drei Jahren konnte man fast glauben, daß Philippe Berthelot zur Strecke gebracht worden war. Der Sieger war Poincaré, der ihn wegen „verordnungswidriger Amtsführung" vor ein Disziplinargericht zitiert hatte, das aus den Hauptfeinden des Angeklagten zusammengesetzt war und ihn auch verurteilte. Berthelot wurde dann auf die Dauer von zehn Jahren „zur Disposition" gestellt. Er wurde

aber nach den letzten Wahlen von Herriot wieder ins Amt berufen und kam lächelnd in sein früheres Arbeitszimmer zurück, als ob nichts geschehen wäre.

Weil Berthelot im Grund ein Dichter ist, der nie von der Druckschwärze Gebrauch machen wollte, so hat er mit der Zeit eine Schar von Dichtern um sich gesammelt: Léger, Giraudoux, Morand, Paul Claudel, der jüngst zum Botschafter in Washington ernannt wurde, und andere mehr. Wenn unbedingt in der Außenpolitik gedichtet werden muß, so doch lieber von echten Künstlern, sofern sich welche in den diplomatischen Kadern vorfinden oder sich in die Karriere heranlocken lassen. Sprachkünstler sind nicht immer als Diplomaten zu verwenden. Wer aber rein schreibt und spricht, der wird wohl auch auf anderm Gebiet von jeder Neigung zu Kitsch und Schund frei bleiben.

A. Degner

CHRONIK VON POGGENPUHL

Von

WALTER V. DREESEN

Mit Zeichnungen des Verfassers

Poggenpuhl ist neu, sehr sauber und phantastisch nüchtern. Zwar ist es nahezu tausend Jahre alt, aber es kennt keine Tradition. Das einzig Traditionelle ist der Hafen, er liegt schon seit Jahrzehnten in dickem Schlamm. Poggenpuhl wird nicht geliebt, Leute, die von Poggenpuhl fortziehen, hassen die Stadt fast immer und besuchen sie nie wieder. Poggenpuhl hält keinen Menschen, man vergißt es, wie man eine schlechte Wohnung vergißt.

Die Poggenpuhler sind neidische, klatschsüchtige, unbequeme, absolut steife Menschen. Der Kastengeist ist ausgeprägt wie bei den Hindu, nur beten die guten Poggenpuhler zu Mammon und großen Fabriken statt zu Brahma und Siva. Es gibt keine Familie, die schon von jeher reich war — aller Reichtum Poggenpuhls ist neu, und all das ist der geeignete Boden zu Skandalaffären, wie man sie in der Gerichtszeitung liest!

Frau Professor Busse. Es bemerkt Frau Bäckermeister Ivens, wie Frau Busse bei ihr einkauft, daß diese, wie sie sich unbeobachtet wähnt, hastig einige Kuchen in den Muff steckt! Aber Frau Ivens sagt nichts. Denn sie kennt das. Frau Professor Busse stiehlt, wo sie ankommen kann. So auf dem mittwöchlichen Buttermarkt Apfelsinen und Zitronen. Immer sieht sie sehr traurig drein und stiehlt mit verzagtem Antlitz! Ihr Mann muß alles dulden, sonst schlägt sie ihn. Er muß das Gestohlene in den Schrank packen und den Schlüssel abliefern. Dann verderben die Kuchen und Früchte, und Frau Professor Busse stiehlt aufs neue! Die Poggenpuhler trösten sich „Doktor Giffhorn sagt, sie lebt nicht mehr lange!"

Der Buttermarkt. Er spielt sich um die Kirche herum ab. Und ist immer schon der Schauplatz von skandalösen Begebenheiten. Es geschieht eines Tages etwas Empörendes. Poggenpuhl schüttelte sich vor Entrüstung und unzüchtiger Neugier. Herr Linau — der reiche Herr Linau — hatte etwas — na, in Anbetracht seines Geldbeutels — etwas — milde gesagt — sehr Geschmackloses getan!

Ein sexueller Exzeß morgens um halb elf auf dem Poggenpuhler Buttermarkt!

Sagen Sie doch — erklären Sie doch — was hat er denn getan? Beschreiben Sie doch näher!

Unmöglich — unglaublich! Gott sei Dank — sagen die Poggenpuhler am anderen Morgen — Herr Linau ist in ein Sanatorium abgereist! Nun schwirrt es in den Häusern: Oh, er soll früher schon, wie die Dienstmädchen erzählen — im Hause!

Gott, wie unanständig! Wie furchtbar unanständig!

Anna und Trina. Die reichsten Frauen Poggenpuhls. Unverheiratet. Beide brauchen einen neuen Sommerhut. Sie gehen zu Fräulein Heesel und sehen bedächtig die Poggenpuhler Modelle durch.

„Oh, alles zu pompös, Frollein Heesel — zeigen Sie mal einen einfachen — so für den Buttermarkt!"

Seitdem heißt jeder powere Hut in Poggenpuhl: Buttermarktshut, und Frau Kohlhase sagt zu Frau Piening: Na, Frau Plambeck hat sich einen Hut gekauft — der reine Buttermarktshut!

Anna ist immer wieder entsetzt über die Beständigkeit ihres Ausspruches und klagt Trina: „Hätt' ich doch bloß das Wort Buttermarkt nicht gebraucht!"

Vor kurzem starb Herr Struwe. An Drüsenkrebs. Nach Ansicht der Poggenpuhler hat er sich diesen durch sein dreieckiges Verhältnis zugezogen. Das Dreieck bestand aus ihm und dem Ehepaar Spethmann. Im Gegensatz zu Rat Bödikers zerstörten Wünschen in dieser Beziehung hielt dieses Dreieck allen Stürmen stand. Frau Petersen wie Frau Busch gelang es nicht, Frau Spethmann über dieses unkeusche Verhältnis zur Rede zu stellen. Da starb Herr Struwe. Poggenpuhl atmete auf.

Doch es gab schon wieder Anlaß zur Aufregung. Frau Malte trug Trauer. Mein Gott! und sind nicht im geringsten miteinander verwandt.

Lustig war Herrn Zeisigs Leben. Er trank immerzu. Er lachte, beschenkt alle Leute auf der Straße. Nur im höchsten Taumel packte ihn das heulende Elend. So fanden ihn eines Morgens Eisenbahner auf dem Poggenpuhler Güterbahnhof — kniend, betend.

Er beschwor die Leute, ihn beten zu lassen, sonst kämen sie alle in die Hölle. Er war es, der in St. Pauli auf die Laterne kletterte und den Schutzmann, der ihn bereits von früheren Erlebnissen kannte, aufforderte, als dieser ihn herunterholen wollte:

„Komm du man hier mit rup, hier ist noch Platz genooch!"

Eine Zeitlang hatten seine Verwandten ihn dazu gebracht, ins Blaukreuz einzutreten, aber bald lag er wieder auf dem Bahnhof und betete.

An einem Nachmittag erhoben sich zahlreiche Poggenpuhler Damen eine volle halbe Stunde früher als gewöhnlich aus der Mittagsstunde. Sie gingen zum Bahnhof. Warum? — Aber, Herr Grantz kam doch heute aus der Untersuchungshaft zurück. Gott, eine dunkle Sache. Na ja, er soll doch in einem Ostseebad — na —! Kopfschütteln, verstecktes unkeusches Lächeln. Es konnte ihm aber nichts nachgewiesen werden. Da kommt der Zug! Und er. Schräg blickend, etwas tänzelnd geht er durch die Sperre. Scheinbar erwarten alle diese alten Hennen jemand, denkt er — denn alle stürzen ihm entgegen und blicken wild auf den Bahnsteig und hastig auf ihn.

Er ging zu seinem Auto, langsam, zynisch lächelnd. Seit dem Tage trug er aber einen unsichtbaren Stempel — auf der Straße wichen ihm die ehrenwerten Damen aus, und jeder Poggenpuhler wußte, wer gemeint war, wenn von dem Unmoralischen die Rede war.

Ein Begräbnis. Mutter und Tochter.

Sämtliche Fenster der Königstraße sind gesteckt voller Köpfe.

„Mein Gott, der Mann fehlt! Das glaube ich, der kann nicht mitgehen — erst sie prügeln, dann geht sie mit dem Kind ins Wasser — das Kind ertrinkt — sie wird gerettet — da hängt sie sich in derselben Nacht auf. Gott, er behauptete ja laut in Dörrings Wirtschaft, das Mädchen wäre von seinem Kompagnon! Das kann er doch für sich behalten, wo das Kind einmal da war."

„Tja — furchtbar — na, kommen Sie, der Kaffee ist fertig — aber natürlich trinken Sie mit uns! Mein Gott, vorige Woche noch saß die Frau da auf Ihrem Platz! Sie wollte ja immer nichts sagen über ihren Mann — aber ich wußte ja Bescheid, Frau Petersen erzählte mir alles, die kommt doch bei ihnen."

Berthe und Cäsar. Sie sagte immer Käsar, da nach ihrer Behauptung die Römer das Wort so aussprachen. Und wer hätte gegen Berthes Meinung etwas vermocht!

Sie liebten sich, daß es schon, nach Ansicht der weiblichen Poggenpuhler, nicht mehr erträglich war. Zum größten Schmerz bekamen sie keine Kinder. Darum übertrugen sie ihre ganze Kinderliebe denen ihrer Bekannten. Wenn diese verreisten, kamen die Kinder unweigerlich und von seiten der Kinder liebend gerne zu Berthe und Käsar.

Da gab es dann zu jeder Tages- und Nachtzeit roten Schaumpudding und deshalb chronisch verdorbene Mägen.

Berthe und Käsar liebten sich, und wenn sie, Berthe in dem grünen mit Litze verzierten Cape, Käsar im karierten Cut, zusammen durch die Straßen gingen, folgte ihnen manch vergnügter Blick, und Poggenpuhl nagelte sie als besondere Kuriosität fest. Sie waren berühmt, und ihre Aussprüche grassierten!

Mein Mann dankt! war ein Ausspruch Berthes aus Rücksicht auf Käsars Magenleiden.

Käsar, genug! war ebenfalls aus Berthes Fürsorge für Käsars Stimmbänder entsprungen, wenn dieser im Sologang des Guten zuviel tat!

Eines Tages wurde Käsar sehr krank, und als ich ihn besuchen wollte, war er gerade gestorben. An seinem Bett saß die alte weiße Berthe, hielt seine Hand und flüsterte unausgesetzt: „Käsar, was soll das heißen? Du läßt mich doch nicht allein — nein, das tust du mir nicht an, Käsar — bitte nicht.“ Er war aber ganz tot, und die vollzählige Concordia sang an seinem Grabe: Jesus meine Zuversicht!

Jetzt geht Berthe jeden Tag zweimal zum Grab und lehnt jede Einladung mit den Worten ab: „Ich kann Käsar nicht so lange allein lassen!“

Einmal bebte Poggenpuhl. Etwas Ungeheuerliches war passiert! Kommerzienrat Ebel war verhaftet worden. Er hatte ein Verhältnis! Ja — deshalb wird man doch nicht gleich verhaftet? Ja — ein Verhältnis — ein verbotenes —! Herrgott, mit wem denn — mit wem? Im höchsten Diskant! Mit dem Pikkolo des Deutschen Hofes! Wie gesagt: Poggenpuhl bebte!

Noch Schöneres. Frau Apotheker Kobbe engagiert das Mädchen von Frau Schlüter. Und dieses Mädchen erzählt ihr die schönsten Begebenheiten aus dem Schlüterschen Eheleben! In Ihrer Dienstzeit hätte Frau Schlüter viermal durch Johnssen, Dienstmann, Anzug und Wäsche nach Hamburg geschickt — in denen dann Herr Schlüter am anderen Tag schüchtern erschien! Bis eines Tages Johnssen, Dienstmann, ihr unter dem Siegel eines Kusses verriet, wohin diese Kleider immer gebracht werden müßten!

„Wohin denn?“ „Ins Freudenhaus in der Schützenstraße!“ „Gott ja,“ sagte Frau Apotheker! Ich glaube, zehn Fälle genügen. Poggenpuhl ist eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern und liegt an der Strecke Hamburg—Bremen! Es wird immer bestehen und immer von mir gehaßt werden!

Das den Poggenpuhlern!

R. Großmann

CIRCUS REDIVIVUS

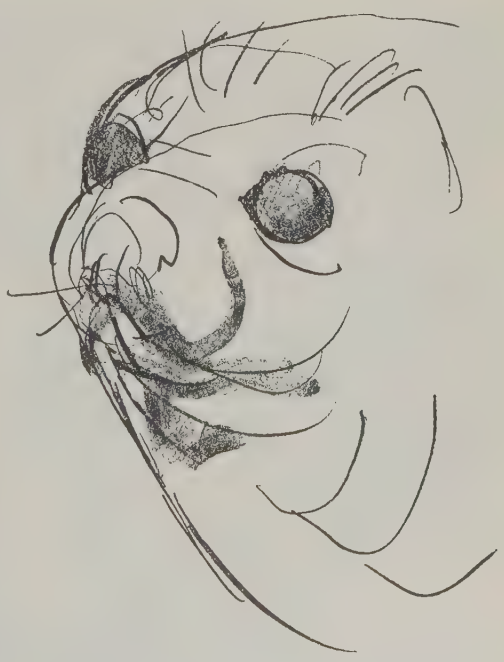
Anläßlich Hagenbeck

Von

RUDOLF GROSSMANN

Der Zirkus fängt an, sich wieder zu bescheiden, auf die Manege zu beschränken. Er scheint sich wieder frei zu machen von jener unglücklichen Mischung mit theatralischer Schau, mit Menschenhatz in kitschig-exotischem Kostümplunder und pantomimischem Seeräubergeknall. Er wird wieder altväterlich konservativ (Gott sei Dank!), wird wieder der Zirkus, wie er früher und immer war. Er wird wieder Tier, Mann und Clown. (Uebrigens auch seine Dompteure sind konservativ. Angestammter adeliger Herrschertrieb, der sich in der Republik nicht mehr recht verwirklichen kann, findet hier ergiebiges Betätigungsfeld.) — Kreisförmig von der Raumschau umringt, liegt sein Spielfeld in der Mitte. Daß das, was drin vorgeht, von allen Seiten gesehen wird und sich sehen lassen muß, gibt dem Zirkus seine sinnliche Rundplastik. Was sich da zeigt als Einzelwesen oder Gruppe, hat als Maßstab nur sich selber, seine eigene Proportion. Von allen Seiten kann man auf seine Bühne hineinsehen. Kein deckender Hintergrund, wie auf der Theaterbühne, kein zweidimensionaler Zauberraum, wie im Kino. Was sich da drin zeigt, der Reiter, der Akrobat, der Clown, das Tier, von allen Seiten rückt man ihm gleich unerbittlich mit den Augen nah, sie müssen sich ganz geben, es gibt keine beste, wirksame Pose, sie sind ohne Täuschungsmöglichkeit absolut da, sinnlich da. Keine Ablenkung, keine Illusion ist möglich. Sie gehören nur sich selbst und zugleich vollkommen dem zuschauenden Umkreis, ein Versager zerstört den ganzen Eindruck, verkehrt ihn ins Gegenteil. Darin liegt sein Zauber, liegt das, was uns wie Kinder fasziniert. In dieser magischen Isoliertheit wirken die beiden famosen Clowns shakespearehaft befreiend. Der eine mit seinem lichtzerplatzten Kürbisschädel und den verständnisvoll eindringenden,

nach unten biegenden Gedankenschlitzen als Augen, der in seiner modernen, grotesken Geballtheit wie der Verleger Kiepenheuer aussieht; der andere, der mit seinen Haarbüscheln, seinen sanguinisch maniakischen Gesten Björnson, dem Theaterdirektor, ähnelt. So wirken die Elefanten mit ihren üppigen Gesäßen, an denen noch der ganze Urwald hängt, orientalisch zeitlos. Zu ihren plumpen, riesigen, steil abfallenden Rücken scheinen die Beine mit ihrer leichten Federung der Kniegelenke im eiligen Trab trotz breit auslaufenden Hufen noch leicht graziös, die Vorderbeine an schmaler Brust flächenhaft, wie aus Pappe, angeheftet. Der letzte, kleine Zwergelefant mit seinen gezackten Flatterohren, seinen klug überlegenden, gierig in sich hineinlinsenden Aeuglein gleicht einem kleinen, geschäftigen Börsianer. Hoch auf türmen sie sich zu Pyramiden, gruppieren sich zu grotesken Oberländerzeichnungen; um das Maul spielt ein narzistisch verzückter Schnörkel. Sie sehen aus, als ob sie selbst über das, was Menschendressur aus ihnen gemacht hat, innerlich lachten, oder, nach leicht absolviertem Pensum, wie brave Schüler, voll von innerlicher Befriedigung und Genugtuung seien. Fast noch menschenähnlicher benehmen sich die Eis- und schwarzen Bären. Der aufrechte Gang steht ihnen noch besser. Während der Dresseur sich mit einem beschäftigt, zerren sich zwei in der Ecke, wie spielende Jungens; der Eisbär zieht ihn — er findet das zweibeinige Menschentum seines schwarzen Bruders Petz zu komisch — rücklings wieder als Vierfüßler zur Erde. Am meisten bei der Sache sind die fettglänzenden gelehrigen Seehunde; ganz wie gutpolierte Bronzeplastiken. Einer rechts klatscht vor Vergnügen über seine älteren, geschickteren Brüder, die Kugeln und Clownmützen auf spitzer Schnauze tanzen lassen, und ruft, wie ein Engländer, sein heiseres, schnarrendes Yes dazwischen. Die heiligen, weißgrauen Zebus mit indischen Zauberzeichen auf dem Fell, tummeln sich, graziös springt das Lama mit unglaublicher Leichtigkeit über die Hürden, und Araber fliegen, im Sprung sich drehend, januskopfartig durch die Luft, so unwirklich, als ob man es träumte, und ballen sich wieder in statuarischer Ruhe zu turmhoher Pyramide. Tiger machen schnurrig gelangweilte Gesichter. Nur einer, ein Gast aus südpolarer Gegend, läßt sich nicht in seiner Ruhe stören; noch ist er nicht dressiert und liegt unbekümmert in seinem Wasserkäfig, dick und fettstrotzend, mit weit geöffneten, großen, parallel unendlich eingestellten Kugelaugen, die Luft rhythmisch durch seinen Rüssel stoßend, wie eine Larve aus der Urzeit — der See-Elefant.



R. Großmann

SCHLUSS MIT DER KLEINEN ASTROLOGIE!

Von

OTTO NEBELTHAU

> Daß der Himmel im Menschen etwas tue, siehet man klar genug; was er aber in specie tue, bleibt verborgen.
>
> Johannes Kepler.

Es sind im letzten Jahre in Deutschland Schriften über die Sternenkunde erschienen, die zum ersten Male seit mehreren hundert Jahren des Brachliegens dieser vom Materialismus verstoßenen Wissenschaft und des Geschwätzes in ihr ernst genommen werden können, klar geschrieben und von Bildung durchdrungen sind. Es ist vor allem das Buch von Sindbad und Dr. Weiß: „Die astrologische Synthese" zu nennen.

Zu diesen Veröffentlichungen trat dann vor kurzer Zeit die Ausgrabung der auf die Astrologie bezüglichen Schriften des großen Astronomen Johannes Kepler.

Das Buch von Sindbad und Dr. Weiß gründet sich in erster Linie auf den Erkenntnissen eines Zeitgenossen Keplers, des Franzosen I. B. Morin de Villefranche, geboren zwölf Jahre später als Kepler, 1583. Beide Bücher also über die Astrologie, mit denen wir uns heute in dem Wust der von fleißigen Ignoranten geschriebenen Veröffentlichungen zu beschäftigen haben, sind die Sammlung fast genau vierhundert Jahre alten Gutes. Beide Lehren standen sich damals im Wege, doch hemmte die eine die andere nur in der Weise, wie etwa ein plötzlich in einen Fluß gestürzter riesiger Felsblock die Wasser nicht zum Stocken bringt, sondern dünneres Gerinnsel um ihn herum bewirkt. Das gleichzeitige Auftauchen der Schriften (oder Auszüge aus ihnen) heute wird hoffentlich die Wirkung haben, daß in einer Zeit erheblich gesteigerter Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen Tief und Untief, in einer vielen Dezennien des exakten Unglaubens folgenden, für neues wissenschaftliches Glaubensgut aufnahmebereiten, aufnahmebedürftigen Zeit die eine einsame Lehre, eben der Felsblock, der anderen und ihren Anhängern, dem trüben, bisher nicht versiegten Flüßlein endgültig den Lauf zuschüttet. Morin verwirft die Methoden, die damals genau so herrschten, wie sie es heute tun, nach denen das Studium der Nativität auf Grund der Ausdeutung aller Planetenstellungen und ihrer Aspekte nur unter Zuhilfenahme der überlieferten Aphorismen zu erfolgen habe, oder nach denen die zwölf Häuser, in die nach alten Regeln das Horoskop zerfällt, nur nach der Kenntnis ihrer ebenfalls sich von Buch zu Buch überlieferten Bedeutung untersucht werden. Er verlangt zur richtigen Deutung des Horoskops und noch mehr zur Prognose die gleichzeitige

Photo E. Biber

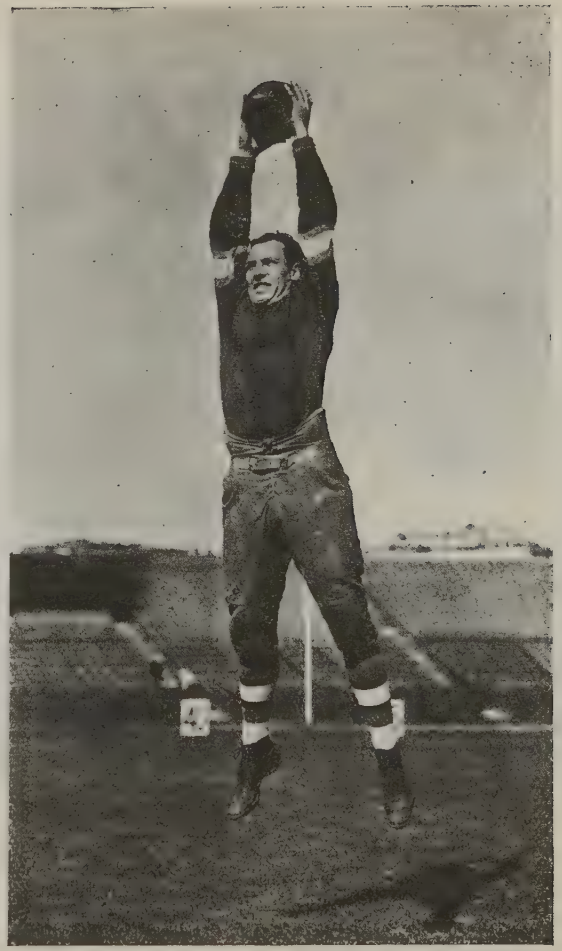
Reichsminister Dr. Gustav Stresemann

Photo Graudenz

Frau Käte Stresemann

Daily Mirror Photo

Ein gut geköpfter Ball



Wide World Photo

Red Grange, Amerikas beliebtester Fußballspieler

Photo Paul Cidoyé, Paris

Die Tänzerin Clotilde Sacharoff (von Derp)

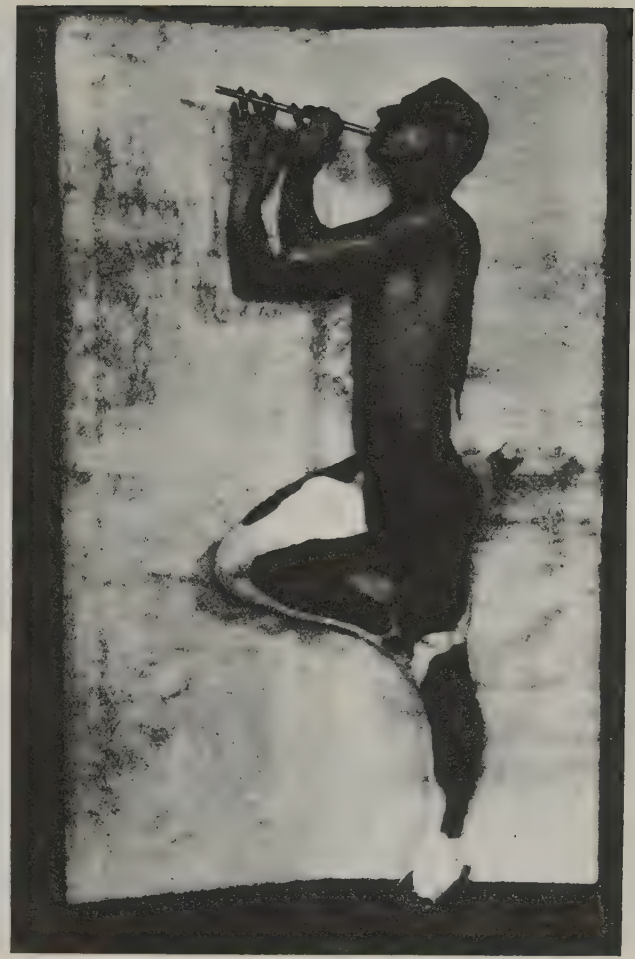


Photo Maurice Beck u. Helen Macgregor

Valentino in „L'Après-midi d'un Faun"

Katharina Hessling und Johnny Hudgins. Aus dem neuen Renoir-Film „Charleston“

Wertung aller kosmischen und irdischen Zustände, von denen allein die Qualität und das Wirkungsgebiet der zur Geltung kommenden planetaren Einflüsse abhängt. Fleißig und konsequent ist das vorgetragen und durch die neuzeitlichen Verfasser erweitert und ergänzt worden, die neugefundenen Planeten Uranus und Neptun in die Lehre einbeziehend. Morin und seine Wiedererwecker konnten und können zweifellos den Erfolg und das Verdienst für sich in Anspruch nehmen — der Zeitunterschied von vierhundert Jahren spielt tatsächlich keine Rolle, weil wir uns auf dem Gebiet der Astrologie vor gleichen zerfahrenen Zuständen befinden —, mit der mechanischen Ablesung und Einprägung der geläufigen Aphorismen aufzuräumen, lächerlich wuchernde Kompliziertheiten abzuschneiden und sich auf die ihnen gesichert erscheinenden Hauptsachen, sie gründlich und geistvoll vortragend, zu beschränken. Aber man muß es den beiden Herausgebern als gewaltiges Pech auslegen, wenn wenige Monate nach Erscheinen ihres Buches der Verlag Oldenbourg die Schriften Keplers zur Astrologie herausgibt. Alles, was wir gegen den bisherigen Gesamtbegriff auf dem Herzen hatten, alles, was uns immer wieder zu ihr trieb, die Begierde, in materialistischer Zeit das Tor zu einer metaphysischen Philosophie sich öffnen zu sehen, legt Kepler in kerniger Weise dar, von der Warte eines tiefen Astronomen, eines Philosophen und eines in allen menschlichen Dingen höchst erfahrenen Charakters.

Die Gegner der Astrologie um jeden Preis werden nicht mehr die Sätze unterdrücken können, die Kepler im Alter von fünfzig Jahren seinem großen Rudolfinischen Tafelwerk vorausschickte: „Die Sternwissenschaft hat zwei Teile. Der erste behandelt die Bewegung der Gestirne (Astronomie), der andere die Wirkung der Gestirne auf die sublunare Welt (Astrologie)." Sie werden nicht die Worte unterschlagen können, die Kepler an Wallenstein schrieb: „Die Philosophie und also auch die wahre Astrologie ist ein Zeugnis von Gottes Werken und also ein heiliges und gar nicht leichtfertiges Ding, das will ich meinesteils nicht verunehren." Man wird auch nicht mehr die Bemerkungen Wallensteins zu seinem von Kepler gedeuteten Horoskop als Beweise der Haltlosigkeit astrologischer Deutung anzuführen vermögen, einmal, weil bei der ersten Berechnung eine ungenaue Geburtsstunde zugrunde lag und sich daher die auf Direktionen zurückgeführten Ereignisse verschoben, und zweitens, was unendlich viel wichtiger ist, weil Kepler Fragen unbeantwortet ließ, deren Stellung er immer wieder als nicht zur Philosophie gehörige ablehnte, Fragen nach der Todesart, ob er (Wallenstein) außerhalb des Vaterlandes sterben, ob er außerhalb des Vaterlandes Aemter und Güter erlangen, wie lange er das Kriegswesen fortsetzen würde, ob er Glück oder Unglück dabei zu erwarten habe, ob und was

für Feinde er haben werde usw. Das aber, worauf es Kepler in der Astrologie ankam, die Ablesung des Charakters und des Körpergepräges aus der Planetenkonstellation seiner Geburtszeit, hat er bis in alle Einzelheiten richtig vorgebracht, so wie das geschichtliche Bild des seltsamen Heerführers noch heute vor unseren Augen steht, im Jahre 1608, als Wallenstein unberühmt 25 Jahre alt war. In der nach dreizehn Jahren vorgenommenen Erklärung der geänderten Geburtsfigur beschließt im übrigen Kepler die Vorberechnung der Direktionen und Aspekte mit dem März 1634, weil er, schlimmste Konstellationen aufzeichnend, schonend bemerkt: „darüber hinausreichende Jahre de praesenti keine sonderliche Bewegung des Gemüts verursachen". Am 25. Februar 1634 wurde Wallenstein ermordet.

„Fern ist die Astrologie davon, auf jene Fragen, die gewöhnlich vorgelegt werden: nach Eltern, Geschlecht, Vermögen, Kindern, nach Anzahl der Gattinnen, nach Religion und Obrigkeit, nach Freunden, Feinden, Erbschaften, Familie, nach Aufenthaltsorten und nach unendlich viel anderem allein auf Grund der Nativität genaue Antwort geben zu können." Die Beantwortung dieser Fragen wird von den gewöhnlichen, den kleinen Astrologen — und unter diesen ist der sicherste und klarste Kopf Morin — aus der Einteilung des Horoskops in zwölf Häuser mit all ihren verschiedenen Bedeutungen und aus der Zuweisung der zwölf Tierkreiszeichen unter die Herrschaft bestimmter Planeten gezogen. Kepler läßt sich weder auf das eine noch das andere ein, nachdem er einmal etwa zwei Jahre geschwankt hatte, ob er es tun sollte. Keine astronomische Erfahrung, keine tiefere Erkenntnis, sondern urteilslos überlieferte Gedankenreihen der Chaldäer hätten zum Beispiel unter die Herrschaft des Mars das Tierkreiszeichen Widder gestellt und ihm daher im kosmischen Sinne eine heiße und trockene Natur verliehen, unter die Herrschaft der Venus den Stier und ihm kalten und trockenen Charakter gegeben, zugleich die Venus aber auch die Wage beherrschen lassen, die angeblich warmer und feuchter Natur sei. Damit entfiele auch die Verwertungsmöglichkeit der Tierkreiszeichen für die Deutung menschlichen Geschicks und damit ihr praktischer Gebrauch für die Auslegung eines Horoskops. Ohne weiteres wird das klar, wenn Kepler anführt, daß in einer anderen „Zona temperata", zum Beispiel in der der Chaldäer, „diejenigen Zeichen müßten für kalt gehalten werden, die uns warm machen". Die Einteilung der Nativität in zwölf Häuser verwirft er, da sie ebenfalls durch keine Erfahrung und tieferes Wissen entstanden ist, sondern von den Astrologen erfunden sei, um die kleinlichen und nicht zur Philosophie gehörigen Fragen nach Glück und Unglück im täglichen Leben beantworten zu können. Wie richtig und überzeugend verfährt Kepler nach dem Grund-

Astrolog bei einer Geburtsszene. Holzschnitt

satz, daß Minderwertiges eine minderwertige Entsprechung haben muß, mag sie auch in ein noch so ausgeklügeltes und raffiniertes System gebracht sein, das, weil es nicht lohnt, sich doch immer wieder in sich verrennen muß! Kepler beschränkt sich darauf, den Tierkreis im astronomischen Sinne als Laufbahn der Planeten zu betrachten und bei der Aufstellung des Horoskops dem Ort des bei der Geburt aufgehenden Zeichens, der Himmelsmitte und ihren gegenüberliegenden Punkten eine (selbstverständliche) höhere Bedeutung zuzuschreiben und den Planetenstellungen in ihrer Nähe besondere Berücksichtigung zu geben.

Die kosmischen Unterschiede in den Qualitäten der Planeten und ihre sublunare Wirkung oder Beziehung auf menschliches Dasein und Geschehen aber erkennt Kepler voll und ganz an, „denn wenn die Seele eine Art Licht ist (entzündet bei der Geburt), so vermag sie auch, die Röte des Mars von der weißen Klarheit des Jupiter und dem Bleiglanz

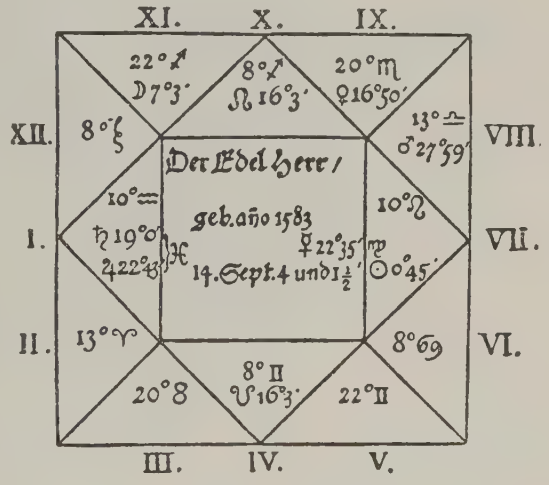
des Saturn zu unterscheiden". So vermag der Mensch auch in Ableitung von der begrifflichen Farbe und der gesamten Erscheinung der Himmelskörper der Sonne und dem Mond Wärme und Feuchtigkeit und den Planeten Wärme und Feuchtigkeit und ihre Gegenteile zuzuschreiben, und der Verstand, vielmehr die menschlichen Bedürfnisse, wiederum aus diesen verschiedenen gemischten Eigenschaften Wirkungen auf die sublunare Welt nachzuweisen. So vermögen auch die einem immerwährenden Entstehen und Vergehen unterworfenen Aspekte, die Winkelbildungen der Planetenstrahlen in bezug auf die Erde der menschlichen Seele Führung zu geben, nicht ohne daß diese Aspekte durch die Geometrie berechnet und aufgezeichnet werden können, so wie eine Partitur entsteht, auf die die Bewegungen der Planeten Gesangsharmonien — und Disharmonien in Dur und Moll zustande bringen. Die Wahrnehmung der Harmonien und Disharmonien geschieht ohne Begrifflichkeit, aber die Seele ist ein erhabeneres Instrument als die Sinne. Es formt sich aus dieser Erkenntnis diese, man kann sie vielleicht so nennen, poetische Vererbungstheorie, zu der der sonst unergriffene Mathematiker und sachliche Denker gelangte:

„In dem vitalen Vermögen des Menschen, das bei der Geburt entflammt wird, leuchtet besonders jenes Bild der Erinnerung auf, das ich auch bei der Erdseele nachwies; es ist nämlich die Beständigkeit des himmlischen Charakterbildes und aller Einzelheiten des geburtlichen Themas so groß, und es ist das Geburtsbild in der Seele von solcher Dauer, daß es vor Lebensende nicht vergessen wird. Bei allen Planeten-Transiten über die bedeutenderen Orte des Horoskops wird jenes Vermögen erregt, gleich als wenn seine Orte nicht bloße Bilder wären, die in der Seele von Dingen erhalten blieben, die längst vorübergingen, sondern wirkliche Gestirne, und also beispielsweise nicht eine, sondern zwei Sonnen am Himmel wären, die sich zu einer einzigen vereinigten und durch ihre Vereinigung die Natur des vitalen Vermögens auf die oben erklärte Art und Weise in Erregung setzten. Ein ganz klarer und über jede Ausnahme erhabener Beweis dafür ist die Verwandtschaft der Geburtsbilder von Eltern und Kindern. Wenn nämlich der Fötus reif ist, drängt die formgebende Gewalt der Seele, welche den Geburtsvorgang leitet, vor allem dann darauf, den Fötus auszustoßen und durch diese Ausstoßung eine neue seelische Lebenskraft zu entzünden, wenn die Gestirne wiederum die Stellungen einnehmen, die sie in der mütterlichen oder väterlichen Nativität innehatten, oder wenn sie dieselben Configurationen bilden und die Seele an sich selbst und ihren himmlischen Charakter gemahnen."

Von solchem Stil und Inhalt ist bei Morin keine Spur, geschweige denn bei seinen Nachfolgern.

KEPLERS CHARAKTERISTIK WALLENSTEINS AUS SEINEM HOROSKOP

Alles, was der Mensch vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur Vater, seine eigene Seele aber ist die Mutter dazu, und wie kein Kind außerhalb seiner Mutter Leib gezeuget wird, wenn schon der Väter zehn wären, also hoffet man vergeblich ein Glück von oben herab, dessen man keine Anleitung in des Menschen Seel und Gemüt findet; und hingegen, so große Correspondenz ist zwischen der Gebärmutter und dem männlichen Samen, noch viel eine größere Neigung haben unsere verborgenen Kräfte der Seele zu den himmlischen erscheinenden Configurationibus, und werden von denselbigen aufgemuntert und in des Menschen Geburt gar formiert und geartet.



Wallensteins Horoskop

Solchergestalt mag ich von diesem Herrn in Wahrheit schreiben, daß er ein wachendes, aufgemuntertes, emsiges, unruhiges Gemüt habe, allerhand Neuerungen begierig, dem gemeines menschliches Wesen und Händel nicht gefallen, sondern der nach neuen, unversuchten, oder doch sonst seltsamen Mitteln trachte, doch viel mehr in Gedanken habe, als er äußerlich sehen und spüren lasset. Denn Saturnus im Aufgang machet tiefsinnige, melancholische, allzeit wachende Gedanken bringt Neigung zu Alchymiam, Magiam, Zauberei, Gemeinschaft zu den Geistern, Verachtung und Nichtachtung menschlicher Gebote und Sitten, auch aller Religionen; macht alles argwöhnisch und verdächtig, was Gott oder die Menschen handeln, als wenn es alles lauter Betrug und viel ein anderes dahinter wäre, denn man fürgibt.

Und weil der Mond verworfen stehet, wird ihm diese seine Natur zu einem merklichen Nachteil und Verachtung bei denen, mit welchen er zu conversieren hat, gedeihen, so daß er für einen einsamen, lichtscheuen Unmenschen wird gehalten werden. Gestaltsam er auch sein wird: unbarmherzig, ohne brüderliche oder eheliche Lieb, niemand achtend, nur sich und seinen Wollüsten ergeben, hart über die Untertanen, an sich ziehend, geizig, betrüglich, ungleich im Verhalten, meist stillschweigend, oft ungestüm, auch streitbar, unverzagt, weil Sonne und Mars beisammen, wiewohl Saturnus die Einbildungen verderbt, so daß er oft vergeblich Furcht hat.

Es ist aber das Beste an dieser Geburt, daß Jupiter darauf folget und Hoffnung machet, mit reifem Alter werden sich die meisten Untugenden abwetzen

und also diese seine ungewöhnliche Natur zu hohen, wichtigen Sachen zu verrichten tauglich werden.

Dann sich nebens auch bei ihm sehen lasset großer Ehrendurst und Streben nach zeitlichen Dignitäten und Macht, dadurch er sich viel großer schädlicher, öffentlicher und heimlicher Feind machen, aber denselben meistenteils obliegen und obsiegen wird, so daß diese Nativität viel gemein hat mit (der) des gewesenen Kanzlers in Polen, der Königin von England und anderer dergleichen, die auch viel Planeten in Auf- und Niedergang um den Horizont herum stehen haben; derohalben kein Zweifel ist, wofern er nur der Welt Lauf in Acht nehmen wird, wird er zu hohen Dignitäten, Reichtum, und nachdem er sich zu einer Höflichkeit schicken würde, auch zu stattlicher Heirat gelangen.

Und weil Mercurius so genau in opposito Jovis stehet, will es das Ansehen gewinnen, als werde er einen besonderen Aberglauben haben und durch Mittel desselbigen eine große Menge Volks an sich ziehen, oder sich etwa einmal von einer Rott, so malcontent, zu einem Haupt- und Rädelsführer aufwerfen lassen. Denn Conjunctio magna Saturni et Jovis in ascendente loco Conjunctionum in Angulis, et Sol in loco Oppositionis magnae anno 1613 wollen auf dasselbige und die vor- und nachgehenden Jahre, so er lebt, allerlei grausame erschreckliche Verwirrungen mit seiner Person vereinbaren, wie hernach weiter und ausführlicher berichtet werden soll.

LES CHATS DE PARIS

Par

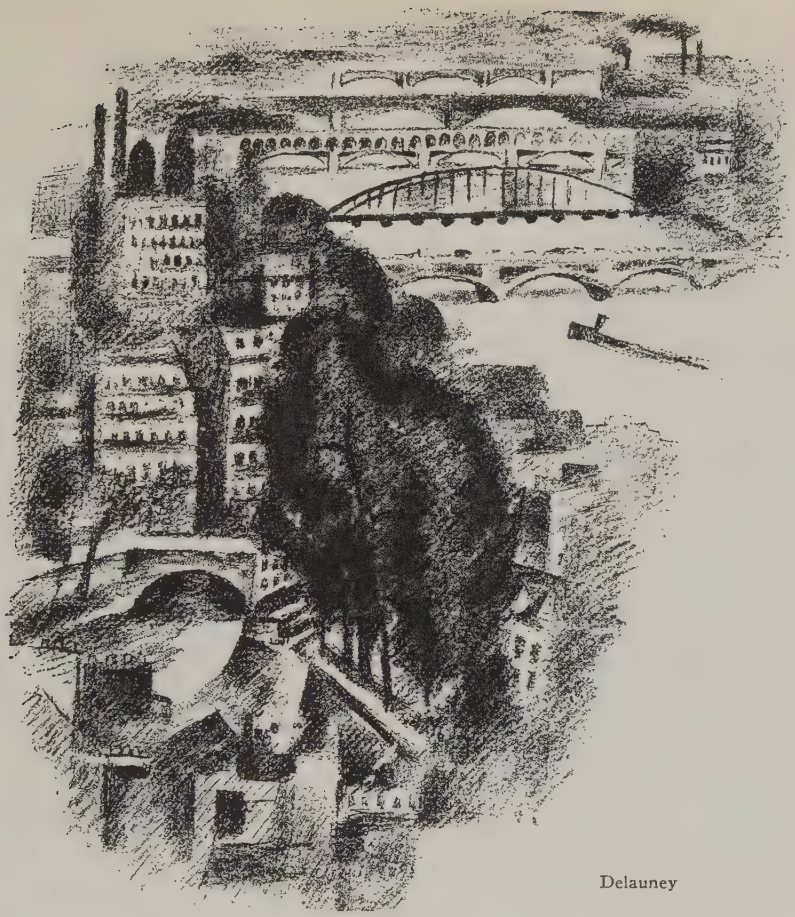
JOSEPH DELTEIL)*

Et vogue la grande galère . . .

C'est l'heure où, sur les toits de Paris, sur les zincs chauffés à blanc, sur les ardoises pâmées, les chats commencent à faire l'amour. Un long miaulement a préludé, lointain et lunatique, âpre, issu des régions pâles de la chair. Sur les dômes, sur les tuiles, des bombes de soleil couchant éclatent en fantasmagories, en arcs-en-ciel. Puis, le silence replie ses ailes sous les porches du crépuscule. Les arbres s'endorment dans leurs feuilles, les cloches dans leurs soutanes. Et voici qu'un grattement de gouttière donne le signal des spasmes de nuit.

De toutes parts surgissent alors des chats de lune et de laine, les chats de l'ouate et du songe, les chats des cantharides, aux lucarnes du soir. Ils viennent à pas lents par tous les chemins de poil, en rangs épais, sifflant leurs moustaches d'or. Vêtus des dépouilles des dieux, ils déambulent dans le Temps avec les ongles de l'Esprit. Pas de saut occidental, mais cette allure d'Asie où je reconnais le cours des fleuves, le cours des âges. Ils avancent en monarques obscurs, d'accord avec les lois de la gravitation universelle. Leurs fourrures luisent là-haut, là-bas, dans les espaces vierges de la pensée. Ils sont gras comme des patriar-

*) Aus: Joseph Delteil: Allo! Paris! Editions des Quatre Chemins, Paris.



Delauney

ches à vin, avec leurs barbes qui pendent le long des cheminées et leurs queues enroulées aux comètes. Ils ronronnent à plein dos, dans les plates-bandes du crépuscule, dans les parages de l'Immaculée - Conception, le long des toits du ciel. Ce sont les chats baladeurs en quête d'âmes-sœurs et de constellations amies.

Tous les chats de Paris sont sur les toits de Paris. Il y a là le chat blanc de la crémière, bas sur pattes, ocré, rond, ronron, la langue épaisse, gourmand de lait et de crémières. Il y a le chat de Madame Durand, ocellé, roué, tout écrit comme un journal, semblable à un petit zèbre de l'air. Et le minet de la bonne, au cinquième, lâche et chaud dans son pelage bleu-blanc-rouge. Sur les toits des Champs-Elysées sont les beaux chats de la bourgeoisie, les grands angoras joufflus, pleins de principes et de lois, la rosette au poitrail, avec leurs moustaches de gendarme et leurs fourrures de chez Paquin. Plus loin, voici les chats du Champ de Mars, la queue en trompette, la tête en forme de képi, guerriers d'appartements en service au poste de T. S. F. Et puis les chats du XVme, les chats des

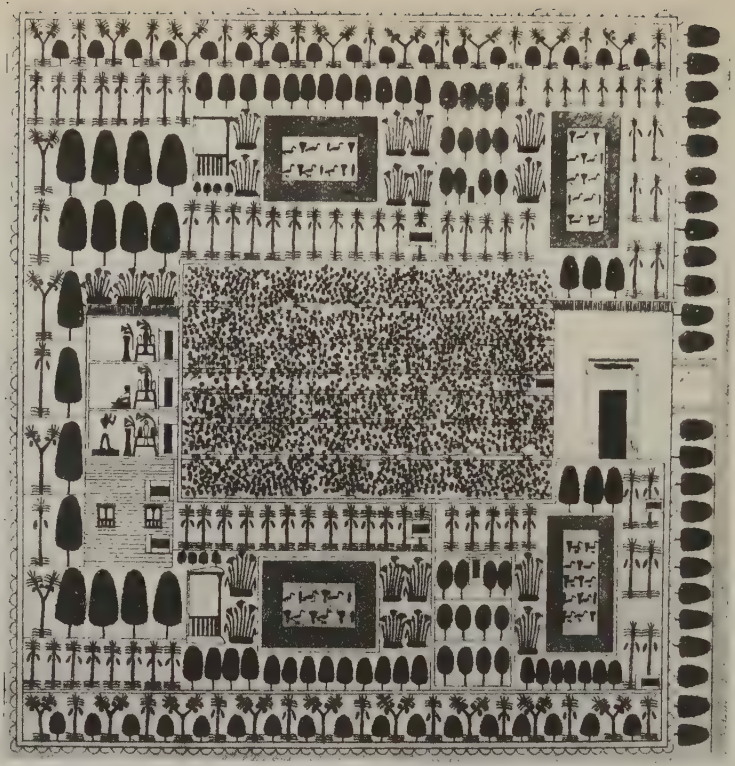
petites toitures de fortune, en manches de chemise, en caleçon, lestes, faméliques, poivrots de lune. Et les matous du Bois, silencieux, confortables, épris de fortunes et de bonnes fortunes, les Rolls-Royce des chats. Et les chats de Montmartre et des Batignolles, chats de bistros et de cours à linge, aigus, inverses, maigres de vices, luisants de cocos, la queue à l'envers. Et les chats du boulevard de la Chapelle, en casquette à carreaux, juchés sur les piles du Métro. Et les chats d'Italie, pauvres chats de misère noire, frères cadets des rats, nourris de miettes et de coups de pied. Et les chats du Luxembourg, chats étudiants blanchis sous le harnais, chats sorbonniques, chats parchemin. Et les chats des douairières, obèses, fardés, chats à gigolos. Et voici encore les petits chats des dactylos, la patte métallique, la frimousse en poudre de riz. Et les minous des berges, dîneurs de guinguettes et de trémolos, en équilibre sur les trapèzes des dimanches. Et les plus jolis des chats, les chats gringalets des midinettes, au nez polisson, aux ongles sentimentaux. Toute la gamme des chats, chats splendides et chats misérables, chats de corde et chats d'anges, grand vol de chats ailés posés sur Paris par la lune.

De mille chambres, de mille bouches, de mille cours, c'est l'heure où monte vers l'espace l'Invocation aux chats d'amour:

— „Chats de nuit, chats d'étoile et de syphilis, chats de mousse et de plume et de peau, chats de soie et chats d'or, chats pendus par la queue aux chambranles de l'ombre, chats enveloppés de siècles en cendre, chats éternels de la chair, chats des cataclysmes debout dans les ruines du cœur, chats sans sondes, chats des mers, chats hurleurs qui déchirez l'âme du monde, et vous qui vous baladez sur les balcons de roses bleues, et vous qui préférez les coteaux du plaisir solitaire, vous petits chats de silence qui consolez les malades contagieux au bord des couches horizontales, et vous, beaux chats de boucherie, qui vous pourléchez la gueule sous un ciel de mous, vous, chats valseurs des petites véroles roses, vous, chats satrapes, amants des sciences occultes, chats des citadelles cloutées, chats des mystères violents, chats des héros du muscle, chats des messes d'esprit, sombres, durs, inhumains chats de l'espèce, cruels aux doigts comme la corde des harpes, chats aigus des jours vides, avec votre poil d'ongles, chats d'angles et de doubles croches et de violons de fiel, nous vous aimons, nous vous louons, nous vous adorons, du fond de nos spasmes et de nos insomnies, avec nos mains et avec nos ventres, aujourd'hui et dans les siècles des siècles. Amen."

Soudain, au commandement du chef d'orchestre des lunes, ils se mettent en mouvement, tous les chats de Paris, sur tous les toits de Paris. Sur les toits de tôle et de plomb, sur les toits d'ardoise et de brique, et jusque sur les coupoles d'or des Invalides et du Sacré-Cœur, et jusque sur la Tour Eiffel, et jusque sur le toit de la lune, ils vont, tous les chats

Garten von E. Pepinski
zu einem Haus von Leo Nachtlicht, Architekt BDA



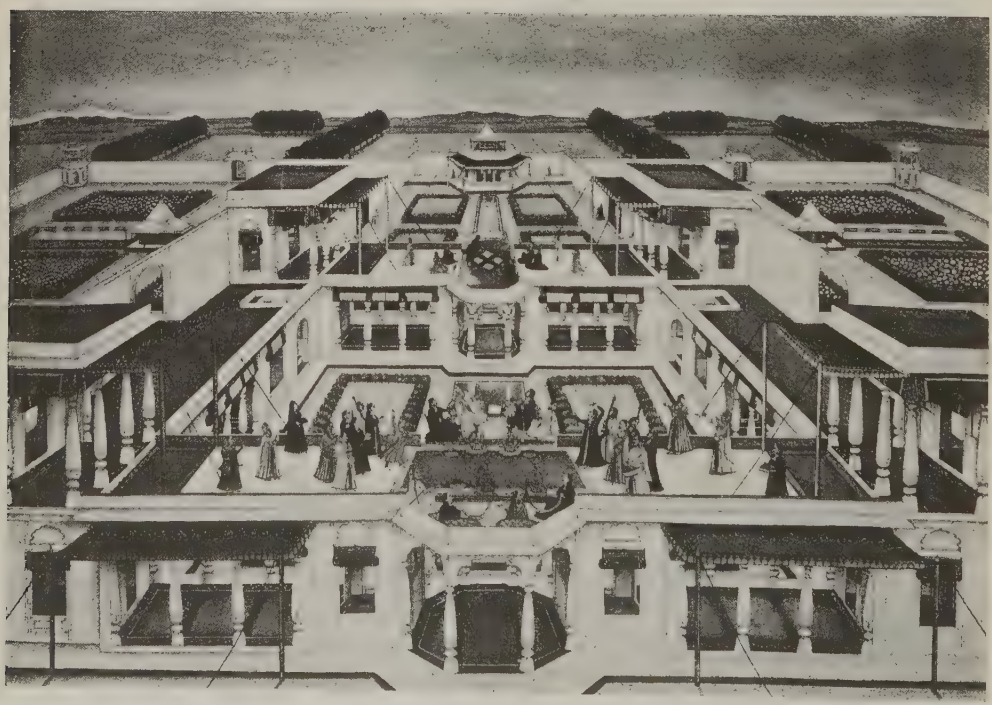
Altägyptische Gartenanlage

Garten von Harry Maas, Lübeck

Dachgarten von E. Pepinski

Chinesischer Klostergarten

Garten von E. Pepinski, Berlin



„Hängende“ Gärten auf den Dächern eines indischen Palastes

de Paris, sur tous les toits de Paris. En zigzags, tantôt par bandes, tantôt un à un, ils sautent du nord au sud. Ce sont mille cabrioles, des courses folles, des bonds brefs, des éclairs. Des millions de pattes ouvrent des milliards de griffes sur les crânes de la nuit. On entend les ongles rayer la ville avec des airs d'étoiles filantes. Des paquets de poil bondissent entre les rayons. Un crispement infinitésimal sape les murs de l'ombre. En ombres chinoises, ils se baladent et se précipitent, de balcon en balcon, de corniche en corniche, sur tous les toits de Paris, tous les chats de Paris. Ils sont debout sur les paratonnerres, ils se couchent dans les gouttières, ils pendent aux vasistas en chaleur. Il y en a dans les tuyaux de cheminées, dans les conduites d'eau, dans les poubelles. Ils vont et viennent dans le ciel du plaisir, avec des craquements de dents sous la lune. Troupeau minuscule d'anges, ils sont là-haut la pensée ailée de l'humanité endormie dans la chair épaisse, ils sont l'esprit agile qui danse au-dessus de la substance, ils sont la flamme qui hante les flèches, les feux follets qui font la chaîne entre l'âme et le corps, les traits d'union entre l'homme et Dieu.

Tout à coup, une minute de miaulements ensorcelle la vaste nuit paradisiaque. Rauque clameur des préludes. Tous les chats, en chœur, ont bondi dans l'abîme. Ils accomplissent leurs fonctions de rêve, là-haut, dans les régions des bouleversements. Une violence torrentielle secoue les fondements du monde. Toute la chair de la vie se contracte dans les phosphorescences du soir. Un prodigieux serrement de pierre et de lune crispe toute la ville dans les bras de l'enchantement. Arqués sur le néant, tous les chats de Paris font l'amour. Au même instant, toutes les chattes ont poussé le grand cri du spasme, le grand cri tragique des renouvellements et des fins. Ah! ce hurlement des chattes le soir! Pas une femelle au monde ne jette dans son cri d'amour autant d'angoisse, de nostalgie, de terreur, de satanisme et de volupté!

Maintenant, ils prennent un bain dans la lune, tous les chats de Paris, sur tous les toits de Paris. Ce sont les chats lécheurs. Chut! Las et ivres, assis sur les balcons de l'air, ils font leur toilette au clair de lune. Ils se lèchent le cul, ils se lissent les ongles, ils se grattent l'oreille, lentement, dans un clapotis sensuel, avec leurs pattes de sorcellerie. Sérieux et en fonctions, ils s'épucent le cœur et le ventre avec des airs d'anges. Ils sont là-haut, accroupis sur leurs derrières, dressant sur fond de ciel leurs museaux quasi divins. La queue enroulée autour des étoiles en forme d'interrogation, les yeux fixés sur l'infini, ils songent. Et les derniers frémissements de leur chair se perdent dans les espaces vierges. Et leurs moustaches d'or se prolongent dans les sphères encyclopédiques. Ce sont les chats lécheurs qui font leurs ablutions dans le ciel.

Il est des soirs où Paris sent le chat. . . .

VON KONSTANTINOPEL BIS BATUM

Von

CLAERENORE STINNES

Gleich hinter den verschlafenen Sümpfen der Donauauen lauert der Orient. Zwischen Belgrad und Sofia springt er dann unvermutet den D-Zug an, und das ist der Untergang des Abendlandes. Endlose, müde Abende hängen über Thraziens Ebenen, blicken mit fremden Sternen durch zerfallene, zwecklose Gemäuer. Bahnstationen flitzen vorbei, die im Hexenkessel balkanesischer Politik-Schlachten ihren Namen gaben. Sonst sind sie bedeutungslos.

All das liegt weit hinter mir. Dieses Filmband im Rahmen der Waggonfenster, zerstampft im rasselnden Mechanismus eines überfüllten Balkanexpreß.

Asien öffnet seine goldene Pforte. Stambuls märchenhafte Stadtsilhouette mit seinen Moscheen, Villen, Basaren, Minaretten und Palästen verschwindet wie Spielzeug in der Rauchfahne des italienischen Dampfers.

Rechts und links das Kaleidoskop des Bosporus, der Rinderfurt des Wegs los, jener ersten sagenhaften „Ederle", welche als Kuh verkleidet von Asien nach Europa schwamm.

Dann, je weiter auf diesem lachenden Weg nach Norden, den Paläste gleich Vorboten der entschwundenen Märchenstadt säumen, weicht das Grün der Hänge dunklen Basaltwänden, die steil in das Meer stürzen. Yum Burnu, der trotzige Wächter dieser Einfahrt zwischen zwei Erdteilen, umschwärmt von unzähligen Seevögeln, die ihre hungrigen Schreie wie Drohungen hinter uns her senden, versinkt in den Abendnebeln.

Sonnig warm spiegelt sich der neue Maitag in der ruhigen See. Uns zur Seite der Bergküste, kahl und rauh geworden unter dem Anstürmen der Nordwinde, die in Rußlands Steppen geboren. Heute ist es ruhig. Man dehnt den im Gleichmaß dieser glatten See müde werdenden Körper auf besonnten Deckstühlen, folgt dem kindlichen Spiel der sonnentollen Delphine und ist zu lässig, um in Eoboli an Land zu gehen. Armselig drängen sich türkische Holzhäuser und Hane zusammen. Verfallene Wellenbrecher erzählen von Historie, vergangener Bedeutung. Weiter!

Die Küste wird waldig. Selten eine Siedlung, matt leuchtend im dunklen Grün. Schädelstätten einstiger Größe, degradiert zu bedeutungslosen Wohnstätten von Bauern und Viehhirten, Quarantäne-Stationen Heimatloser, welche von der Sturmflut des Weltkrieges als Treibholz an diese vergessene Küste geworfen wurden.

Dort Sinope! Zerfallend, gestorben im Schatten einer neuen Welt, und doch einst Geburtsort des größten Zynikers der Welt, Diogenes.

Im nächsten Morgenlicht steht Samsun über dem Reling des im Hafen ankernden Schiffes. Es ist vielleicht mit der wichtigste Handelsplatz dieser Küste, und wir betreten zum erstenmal asiatischen Boden.

Asien! Kleine, verwahrloste Häuser in winkeligen, engen Straßen. Aber trotz Schmutz und Verfall die ganze Poesie dieser für uns unergründlichen Kismetwelt, die aus vergitterten Haremsfenstern, alten Schöpfbrunnen, windschiefen, geheimnisvoll verschlossenen Häusern, aus dunklen Frauenaugen unter

dicht verschleierten Gesichtern nach uns blickt. Zwischen diesem Gewirr bunt bemalter Holzhäuser am Wege nach dem Basar ein staubwirbelndes Durcheinander von Mensch und Tier. Nach tagelangen Märschen über Bergstraßen aus den verschollenen Dörfern Kleinasiens kommend, traben staubgraue Eselskarawanen, mit gottergeben hängenden Ohren unter ihren Lasten von Holzkohle und Tabak vor ihren Herren. Eigentlich Herrinnen, denn diese wandelnden Pakete aus Schals und burnusartigen Umhängetüchern, welche unten in breiten, flatternden Hosen enden, sind Frauen. Griechische und armenische Kaufleute, deren Villen im „Europäerviertel" stehen, Wasserträger, Mullahs, Bäuerinnen, Tabakarbeiter und Polizisten, letztere meist im zwecklosen Galopp

zur Betonung ihrer Wichtigkeit, das wogt und drängt und handelt sich nach dem Basar durch.

Basar! Mittelpunkt der Stadt, das Wahrzeichen des Orients, Geschäft an Geschäft, kleine, nach der Straße zu offene Räume, wie bei uns die Garage, je nach dem Reichtum des Besitzers mit Teppichen dekoriert oder leer. Dazwischen Staub, Geschrei, erregt fliegende Hände, und selbst das Schreien der Esel übertönt das Konkurrenzgebrüll der Händler.

Hohe, zweirädrige Karren, mit zottigen Büffeln bespannt, warten neben Touring-Cars. Asien 1926!

Man ist froh, aus diesem brodelnden Kessel an Bord zurückzukehren, wenn der Abend mit langen Schatten die allmählich verstummende Stadt zudeckt.

Ein unwahrscheinlich großer Mond zaubert sogar aus diesem Verfall scharf silhouettierte Bilder, die jeder Großstadtbühne als malerische Kulisse dienen könnten. Zeigt im ruhigen Vorübergleiten eine Küste, die steiler wird, mit schroffen Abstürzen, an denen eine schimmernde Brandung spielt. Stundenweit ohne Ansiedlung liegen diese Felsen ohne Baum und Strauch. Dahinter in langen Ketten die schneegekrönten Rücken des Sis Dagh, in seiner Formation an den Kaukasus erinnernd. In den einsamen, finsteren Klüften der Berge hausen Bären und Wölfe, die dort ungestört ihre Jagdgründe haben. Sicher steht wohl manches Stück jetzt dort drüben, die Lauscher hoch, und lugt scharf und argwöhnisch nach den Lichtern unseres Schiffes.

Am dritten Tag taucht der tischförmige Berghügel Trapezunts aus der Kimung. Malerisch klettert die alte Kaiserstadt des Komnenengeschlechts an den hügeligen Ausläufern des steilen Boz Tepe empor. Auf granitenen Fundamenten, die sieben Jahrhundert vor Christi gelegt wurden, schichtenweise im Werdegang der Geschichte erbaut, zerstört und wieder aufgebaut, hat sich die Stadt, gewarnt durch öftere Vernichtung, mit mächtigen Mauern umgürtet, die angepaßt der Lage am Fuße und auch an den Hängen der Stadthügel entlang bis an den ihren Rücken schützenden Boz Tepe reicht. So gewaltig sind die Dimensionen dieser Festungsmauer, daß in ihrem Fuß Wohnungen gehöhlt, auf ihrer Krone Häuser erbaut wurden.

Schicht auf Schicht hat das Menschengeschlecht im Wandel der Jahrtausende errichtet. Zerstörtes bot den Humus für neue Pflanzung. Modernes baute rücksichtslos über den Verfall der Vorzeit, und dennoch dringt unter dem Aufbau eines kurzlebigen Heute die ewige Schönheit der Antike hervor.

Sie fesselt den Blick am gehauenen Gesims alter Brunnen, der noch heute sein Wasser in breiten Marmorschalen dem Maultiertreiber entgegenhält. Sie trägt den Stempel einer längst vergangenen Zeit an den prachtvollen Arbeiten eines Torbogens, der eine Hütte stützt.

Stille Friedhöfe, eifersüchtig verdeckt vom wuchernden Efeu, bewachen den ewigen Schlaf gestürzter Kaisergeschlechter, deren Grüfte Symphonien in Marmor und bronzener Schmiedekunst sind. Duftende Mauern blauer Glyzinen dehnen sich zwischen ernsten Zypressen, und ungern verläßt man die Insel gesammelter Schönheit und Stille, um wieder in den ringsum lärmenden Tag dieser neu erwachten Stadt moderner Kaufleute zu treten.

Alte Viadukte verbinden die Stadthügel, auf denen das Geschlecht der kunstsinnigen Komnenen lange gegen die Anstürme der Janitscharen sich gewehrt hatte. Der siegende Mohamed II. wandelte die byzantinischen Kirchen in Moscheen, baute über das zerstörte Kaiserschloß seine Zwingburg, die heute den Gouverneur Kemal Paschas beherbergt, und seitdem ist der Halbmond Trumpf geblieben.

Stärker als in den anderen Küstenorten Kleinasiens wirkt hier die Nähe Persiens im Straßenbild. Teppiche, Schals und Seidenstoffe, Silber- und Goldfiligranarbeiten echt persischen Gepräges werden in den engen Straßen des Basars feilgeboten, und die auf ihren Ballen ruhig schreitenden Kamele, die im unermüdlichen Gleichmaß ihrer Bewegung vor Wochen Teheran verlassen haben, ziehen leise, mit silbernen Glöckchen bimmelnd, durch das Osttor ein.

Draußen im alten Hafen, der wahrscheinlich die Schiffe von Xenophons 10 000 sah, knien die stillen Tiere mit ihren Lastbündeln vor den Lagerschuppen, von denen aus Persien und Trapezunt Waren nach Europa verschifft werden.

Wäre nicht der Dampfer auf der Reede und sähe man nicht aus der nahen Infanteriekaserne Kemal Paschas Soldaten marschieren, man könnte sich in jene Tage zurückwähnen, da noch die herrschten, welche wir heute früh an ihrer efeubedeckten, letzten Ruhestätte besucht hatten. Die Sonne sinkt hinter dem Orta Hissar, vergoldet das grüne Dach des griechischen Nonnenklosters mit flachen Strahlen, aus allen Teilen des Tekkeviertels tönen die gezogenen Rufe der Muezzins.

Langsam rudern wir nach unserem Dampfer zurück, der wie im flüssigen Golde liegt.

Morgen sind wir in Batum.

Martin Bloch

DIE MODE IN 30 JAHREN

Von

PAUL POIRET

Mit Zeichnungen von Louis Kahan

Ist es möglich, die Mode 30 Jahre vorauszusehen? Ich glaube nicht, daß das schon jemals gewagt worden ist.

Hätte ein Schneider von 1895 voraussagen können, was man heute trägt? Der arme Mann mußte Taillen ausarbeiten, Hüften hervortreten lassen, Corsagen und Röcke mit allerlei Falten fabrizieren, geräumige, lange, im Staube schleifende Röcke für die Schönen von damals, die einen Hut trugen wie eine Krone auf dem Gipfel gedrechselter Frisuren ... Wie hätte er voraussehen können, daß dieselben Frauen die Röcke eines Tages kurz bis zum Knie tragen würden, den Tailleneinschnitt unmarkiert, die Haare kurz geschnitten und die Hüte tief wie Kasserollen?

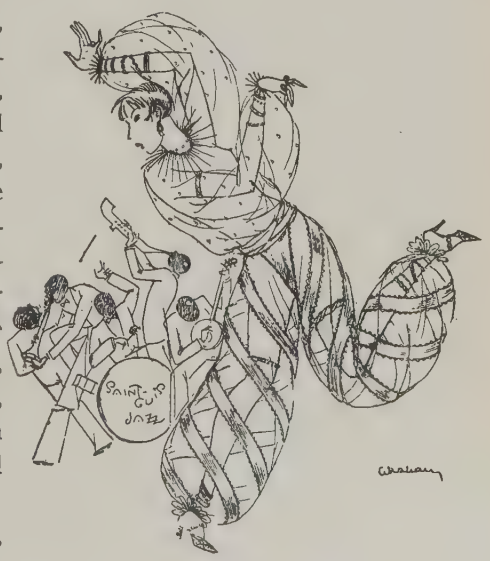
So muß man sich nicht vor Uebertreibung fürchten, wenn man der Zeit um 30 Jahre vorauseilen will. Man muß sich sagen, daß im Gegenteil unsere Voraussagen der Wirklichkeit immer unterlegen sein werden, so verrückt man sein mag, die Mode wird noch verrückter sein. Diese Anschauung

leitet mich bei dem Versuch, die Tendenzen der Mode für die folgenden 30 Jahre zu entwickeln.

Die Mode — ich spreche von der französischen Mode, die die einzige ist, weil sie alle anderen inspiriert — reagiert auf alle Einflüsse und namentlich auf die politischen und sozialen. Sie hat unter der sozialistischen Welle zu leiden gehabt, die sie demokratisiert hat, und den Krieg über sich ergehen lassen müssen, der ganz ohne Frage eine starke Wirkung auf die Erscheinung der Frau ausgeübt hat.

Heute sind wir mitten im amerikanischen Einfluß, denn wie soll man jenen wütenden Hang zum Reichtum, jene Liebe zum Geld, die bei uns seit einigen Jahren rast, anders nennen? Diese Hetzjagd nach dem Golde entspringt einem amerikanischen Gefühl und war vor unserer Epoche niemals in Frankreich zu finden.

Amerikanismus ist auch die Geschmacksrichtung der jungen Mädchen mit ihren martialischen Allüren, ihrer maskulinen Art, ihren Pyjamas und Zigaretten. Dazu kommt, daß der Zwang, selbst für ihre Zukunft zu sorgen, viele von ihnen zu Advokaten, Doktoren, Industriellen, Chemikern und Technikern gemacht hat, alles Dinge, die Kostüm, Auftreten und oft auch die Moral merklich wandeln. Man kann voraussehen, daß dieser Durst nach Befreiung und Unabhängigkeit noch nicht gelöscht ist, und daß die Frau noch einige Jahre lang sich immer größere Freiheiten erlauben und sich immer junggesellenhafter benehmen wird. Mehr und mehr wird sie alle Sportarten treiben, die Freiluftspiele, Tennis und Golf, welche nicht dazu angetan sind, die Eleganz zu fördern, sondern sie im Gegenteil einschränken und verringern.



Amerikanismus ist ferner die harte,

hypertrophische Rhythmik der Tänze, der Maxixe, der Charleston, der Lärm der exotischen Musik.

Je mehr sich dieser amerikanische Geist und der Geschmack an diesen amerikanischen und Negertänzen entwickeln wird, desto maskuliner und sachlich-trockener werden die Toiletten der Frauen werden.

Man kündigt einen Smoking für die Frauen an? . . . Wir werden auch eine Rückkehr der Rockhose in verschiedenen Erscheinungsformen erleben: Bald weit und an den Knöcheln eng anliegend wie die Hose der orientalischen Tänzerinnen, bald nach dem Vorbild des Herrenbeinkleides, doch weniger starr und reichlicher, dergestalt, daß ein ehrbarer Uebergang vom Rock zur Hose zustande kommt. Und diese Hose wird bleiben, wird festen Fuß in der Mode fassen, so wie die kurzgeschnittenen Haare auch bleiben werden. Ebenso wie die kurzen Haare wird man auch die Beinkleider praktischer und hygienischer finden, und so wird diese neue Form von Tag zu Tag an Terrain gewinnen und der Mode den Weg zu einer strengen Nüchternheit ebnen. Selbst die Abendkleider werden kalt, streng und herb sein.

Die Abbildung S. 30 zeigt, wie weit Schmucklosigkeit und Strenge dieser nächsten Zeit gehen kann, die uns die Vermännlichung der Frau bringen wird.

Die andere Abbildung bringt ein graues Pelzbeinkleid und ein Jackett aus rotem Ratin. Es könnte einem weiblichen Militär gefallen. Warum nicht?

Aber dieser Epoche äußerster Schlichtheit muß eine — zunächst leichte — Reaktion folgen. Nach 15 Jahren wird sich der fremde Einfluß erschöpft haben und einer Renaissance des reinsten französischen Geschmacks das Feld räumen. Die politischen Erschütterungen Europas werden zur Ruhe gekommen sein, die sozialistischen Ansprüche als unmoderne Utopien betrachtet werden. Die Arbeiterklasse wird ihren Platz wieder eingenommen haben in einer Gesellschaft, die ihrer Beschwerden müde ist.

Für diese Epoche sehe ich eine Rückkehr zum Chiffon voraus: Selbst die Beinkleider, deren Form sich halten wird, werden eine phantasievolle Umhüllung erfahren mit Spitzen, Stickerei, leichtem Musselin.

Die Abbildung S. 31 wird dann vielleicht das von allen Frauen begehrte Modell sein. Es ist ein elastisches Futteral, das die Büste modelliert, und muß, stelle ich mir vor, kanariengelb sein. Es endet in einem bauschigen Beinkleid aus irisierendem Krepp. Duftige Schärpen sind ein wenig überall.

Die Abbildung S. 33 ist aus demselben Zeitalter. Es weckt Erinnerungen an die schäferliche Grazie des 18. Jahrhunderts und knüpft sehr frei an die französischen Traditonen an.

Slg. M. de Vlaminck

Tänzerinnen. Gemälde von Jean Guirand

Slg. Florent Fels

Walfischjagd. Gemälde eines unbekannten Künstlers

Photo Rep

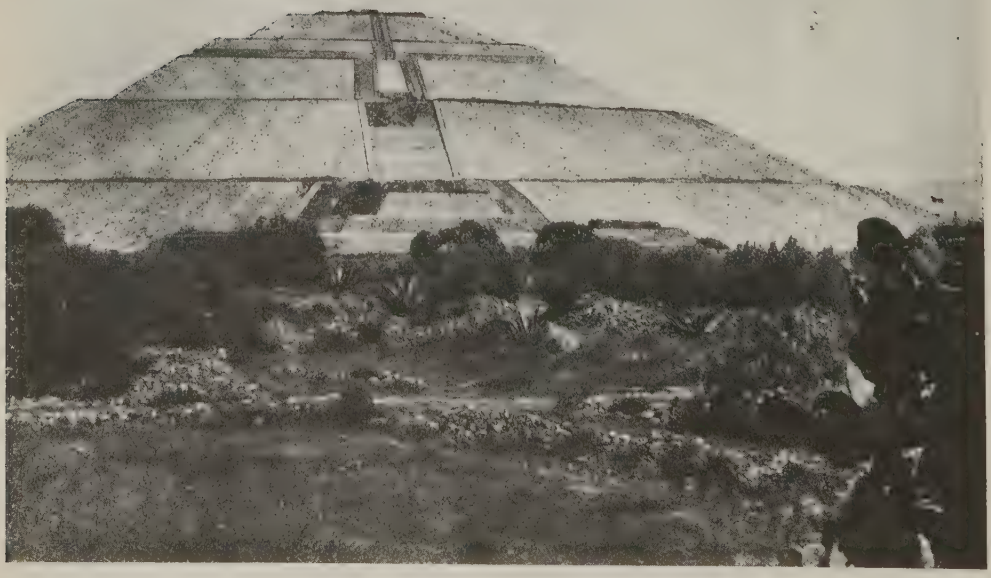
Die Hinrichtung. Aquarell eines unbekannten Künstlers

Slg. André Lhote

Badeszene. Oelgemälde eines unbekannten Malers

Photo Gallowey

Die Shwe-Dagon-Pagode in Rangoun (Birma)



Die Sonnenpyramide von Teotihuacan (Mexiko)

Ein Kostüm könnte den letzten Charleston darstellen, der dann, zweifeln Sie nicht daran, Veitstanz heißen wird. Die Frau ist in der Hauptsache mit Armbändern bekleidet. Das Necessaire (ich erlaube mir anzunehmen, daß man die Hosen alsdann „Necessaire" nennen wird) sind aus ponceaurotem Samt mit goldener Zackenborte. Als Gürtel nilgrüne Schärpe.

Die Silhouette der Frau wird zu ihrer ursprünglichen und weiblichen Form zurückstreben . . . Die Rundungen werden erlaubt und gesucht sein. Eine erneute Neigung für die gesunden Freuden der Familie und des Heimes, eine Rückkehr zur Erde . . . das ist es, was ich für 1940 voraussehe.

Schluß mit den Frauen aus Carton, den abgezehrten Formen, den spitzen Schultern, den Busen ohne Brüste. Schluß mit den platten Bäuchen . . . den Käfigen ohne Vögel . . . den Bienenkörben ohne Bienen . . . Ich sehe Frauen, die „Frauen" sind, mit all ihren Reizen und all ihren Vorzügen, aufgeblüht, von Gesundheit strahlend, voll inneren Friedens und im Gleichgewicht — — freudige und stolze Mütter, frohgestimmte Gattinnen.

Wie kleidet sich diese freudige und stolze Mutter? Sie trägt einen Hut aus gesponnenem Glas, ozeanblau. Ihr „Necessaire" ist ein aus naturfarbiger Palmfaser gewebtes Netz. Fiché und Gürtel aus weißglühender Pflanzenseide.

Eine Atmosphäre von Originalität wird um alle Dinge sein, und den kühnsten Erfindungen wird Ermutigung gespendet werden. Das Kapital wird schreiend, aber den Neuerer befruchten, und von unvorhergesehener Harmonie sein. Die man wird nur Wissenschaft Bewunderung wird geistreiche haben für die Verfahren ersonnen neuen und unbehaben, kannten Dinge. um neue Mate-Die Mode wird rien zu weben teil an dieser und sie in Nu-Stimmung ancen zu färben, haben und von von deren Glanz flammender wir noch keine Phantasie sein. Ahnung haben. Die Farben der Kleider werden lebhaft und kühn, manchmal

(Auszugsweise aus „New York Herald")

DREI FRANZÖSISCHE SCHRIFTSTELLER IN BERLIN

Von

* * *

Es waren ebenfalls drei, die fast gleichzeitig nach Paris gekommen waren: drei der exponiertesten, der berühmtesten, der repräsentativsten. Die drei deutschen Schriftsteller Unruh, Sternheim und Rilke. Tapfer und großmütig ließ Sternheim auf alle französischen Gesichter, die ihm vorgeführt wurden, alsbald Backpfeifen niederprasseln. Boshafte Leute brachten ihm keine Liebe entgegen, andere mit einem kleinen Staunen gemischten Respekt. Unruh dagegen war anfangs weich. Er teilte Handküsse aus, schickte Blumen, betrog, in Gedanken wenigstens, Irene. Die Nasenstüber behielt er sich für später vor. In den berühmten „Flügeln" versucht er, den Ruf einiger jungen Frauen und die griechische Nase der Madame de Noailles zu verbergen. Wie alles in Tränen aufgelöst ist, kommt Rilke, trocknet die Tränen, findet selbst bei unseren Herzöginnen Talent und spielt die zarteste Flöte und gewinnt die Herzen.

George Grosz

*

Um die gleiche Zeit kamen drei französische Schriftsteller nach Berlin, die lyrische Dichtung und die Académie Française wie Raadica und Doodica, paradox zu einem Wesen vereinigt — das große Boulevard-Theater, in ein breites, väterliches Lächeln gebadet —, die Personifikation der unabhängigen Kritik und der unbestechlichen Zeitschriften, Paul Valéry, Tristan Bernard, André Gerlain. Ich war dabei, ich hatte ihr Vertrauen, also ist es meine Aufgabe, ihre Opfer und die von ihnen Beglückten zu registrieren und ihrem Aufenthalt den Nachruf zu halten.

*

Beginnen wir mit Tristan Bernard. Er verdient unsere Aufmerksamkeit. Er hat einen großen Bart, 70 Jahre auf dem Buckel, die Würde eines Weihnachtsmannes und das Wohlwollen des Präsidenten einer Republik. Der Schatten von Anatole France und das

Andenken des Präsidenten Loubet scheinen nicht weniger seine Delegaten gewesen zu sein als die Société des Auteurs.

Während ich trinke, denke ich an Tristan Bernard, und furchtbare Kämpfe toben in mir. Was sein Werk betrifft, so bin ich aus diesem wenigstens als Sieger hervorgegangen. Es seien außerhalb des Bereichs unserer eigenen Neigungen weite Gebiete, die eine Existenzberechtigung haben, ihm zugestanden, wenn er sich mit dem traditionellen Husarenhelm an das nationale Lachen wendet, das sich in Edmond Rostant und in Tristan Bernard inkarnierte. Jetzt, nachdem der Autor von Cyrano tot ist, ist ihm der Dichter von Triplepatte als Theaterfürst, als Beherrscher der Boulevards, dessen Werk und dessen Physiognomie nie aufhören wird, die Herzen der braven Bürger zu erfreuen, nachgefolgt. Berlin hat sich vernünftigerweise dieser offiziellen Majestät eines anerkannten Werkes, und ich kann hinzufügen, nach einer universellen Abstimmung, gefügt.

Robert Genin

Was den Menschen betrifft, ebenfalls. Er hat gesegnet und alle Welt zufriedengestellt. Theodor Wolff hat ihm ein sehr schönes Diner gegeben, ein anderer Wolff einen Ball. Chapiro und die hübsche Madame Chapiro haben über ihn gewacht wie die Schutzengel.

Welche Erinnerungen hätte ich von einer Rede zurückbehalten können, die fortwährend von Toasten, Jazzmusik und Hochrufen unterbrochen wurde. Sein Segen brach über mich herein, seine Anekdoten begannen schon, ihren kleinen Schachteln zu entsteigen, aber von den Wohltaten, die er mir zudachte, riß mich stets im letzten Augenblick irgend etwas fort: die Angst vor dem nächsten Toast oder dieser Heiligenschein des Genies auf der mächtigen Stirn Gerhart Hauptmanns oder diese entzückenden Gesichter, die diesen Gefahrenorkan durchzogen, Ossi Oswalda, kurzgeschnitten wie ein Rasen; sie will die Gar-

conne vortäuschen und bleibt gegen ihren Willen eine naivverwirrende junge Frau —, die Baronin Uxküll, reizend wie eine Japanerin, deren Ahn ein Vogel war —, und diese Pensionärin, die eben erst aus dem Kloster gekommen sein muß, frisch wie das Ave Maria der Nonnen, funkelnd und vollendet, wie das Verderben, Grete Mosheim; aus unseren Herzen, die diese jungen Frauen mit Liebe und Zukunft erfüllt hatten, war alle Sorge um eine noch so patriotische Vergangenheit, alle Verehrung für die Heiligen der Republik verdrängt, und St. Petrus Bernard blieb unbeachtet vor mir stehen mit dem Schlüssel in der Hand; ich wollte mit seinem Paradies nichts mehr zu tun haben.

*

Fünf großmütig gewährte, voraus in allen Einzelheiten festgelegte Tage von einer ganz offiziellen Strenge waren Valéry gewährt worden. Die französische Botschaft, die über ihn wachte wie ein Hof über seinen Prinzen, hatte ihm den Pen-Klub, Potsdam, Minister, Akademiker, Bankiers und alte Theologen zugedacht. Sie hatte strengstens verboten, daß ihm irgendein junger Schriftsteller oder eine Frau unter 50 Jahren vorgestellt wurde. Und so glaubte sich der Dichter, der nicht das Recht hatte, den Fuß selbständig zur Erde zu setzen, immerfort in Gesandtschaftsautos spazierengefahren wurde und durch seine Unkenntnis der Sprache eingeschüchtert war, in einem Traum voller Greise und Denkmäler. Professor Harnack und Ludwig Fulda zeichneten durch den Nebel des Brandenburger Tors für ihn wenig deutlich das Gesicht Berlins.

Trotz allem wurden in diese um den Akademiker errichtete Mauer grausamster Strenge einige Breschen geschlagen. Dem temperamentvollen, freimütigen René Lauret, der alle die wirklichen Schätze Deutschlands kennt und liebt, gelang es, bei einem intimen Dejeuner den Dichter zwischen die Großnichte Hindenburgs und Elisabeth Bergner zu setzen. Dieses Mahl hatte glückliche und unvorhergesehene Folgen. Als zwei Tage darauf Valéry in dem größten und scheußlichsten Saale Berlins einen Vortrag schloß, sah man plötzlich aus den Tiefen der gotischen Schatten ein bezauberndes Gesicht auftauchen, verbreitete ein riesiger Rosenbusch seinen Duft, und eine junge Gestalt, deren kindliche Unbefangenheit sich etwas Starkem und Königlichem verbindet, beherrschte die Versammlung. Elisabeth Bergner sprach; oder richtiger, nachdem die Poesie lange heraufbeschworen war, stand sie plötzlich vor uns, wild wie eine Mänade und geheimnisvoll wie eine Quelle.

Endlich, als er schon seine Koffer packte, versetzte ihn ein liebenswürdig angezetteltes Komplott plötzlich mitten unter die reizendsten Frauen von Berlin. Unmöglich, dieses Bouquet zu malen. 15 junge Damen, in deren jungen Gesichtern ältester Ruhm wieder aufblühte, das Blut von Liszt in den Adern einer jungen Musikerin, Seele und Name einer Bettina bei zwei Exemplaren von sehr verschiedener Schönheit, bei deren Anblick ein Dichter ohne Entzauberung die nach hundert Jahren noch magischen Worte Arnim und Brentano aussprechen durfte.

Man hätte erwartet, daß der Dichter, im Begriffe, Berlin zu verlassen, sich diesen jungen Damen zugeneigt hätte, wie man einen Blumenstrauß entgegennimmt. Aber etwas Sonderbares geschah: er hatte sich so sehr an den ihm aufgezwungenen Stubenarrest gewöhnt, daß er sich zu der einzigen anwesenden

Fünfzigerin setzte und brav auf dem Sofa neben ihr ausharrte. Gewiß, sie hat während einer Parforcejagd versucht, einem Hirsch das Leben zu retten. Vielleicht hatte der Dichter dies erraten, und es war vielleicht mehr der Wunsch, ein großes Herz zu ehren, als den entzückenden Blicken zu entfliehen, die ihm untersagt waren.

*

Und André Germain? Im Theater, am Telephon, in der Gesellschaft kann man ihn nirgends fassen. Es würde mir sehr schwer fallen, wenn ich Ihnen

Käte Wilczynski

sagen sollte, was er in Berlin gemacht hat. Er ist durch einige der offiziellen Salons gekommen, in denen Valéry geglänzt hat, war auf einigen Banketts, die von Bernard geheiligt worden sind, er ist wie ein Irrlicht überall herumgeflitzt. Er kennt Berlin seit 16 Jahren und hat natürlich überall alte Erinnerungen aufzufrischen, die Träumereien im Tiergarten, den Salon von Marie v. Bunsen, in dem eine tapfere und treue Lampe wacht, und wo auf den Gesichtern der Charme der alten Musen, die er suchte, wieder auflebte.

Dank einem sicheren Tip, der mir gegeben wurde, konnte ich ihn endlich fassen und ein wenig ausführlicher mit ihm sprechen. Es war bei Schwannecke, wo er fast jeden Abend zu treffen war. Ich gestehe, daß ich ihn hierin be-

greife. Dies ist der einzige Ort, wo er sicher war, die Schriftsteller zu finden, die ihm am sympathischsten sind, und die Frauen, die er am meisten bewundert. Wie sollte man auch nicht all den Ministerien, all den Salons, all den Botschaften dieses Saloncafé vorziehen, in das plötzlich die tollkühnsten und begabtesten Schriftsteller, ein Kisch, ein Klabund, eintreten und der vornehmste aller Rebellen, Leonhard Frank, und last not least diese blendendjungen, schönen und durch eine souveräne Schlichtheit gefangennehmenden Schauspielerinnen, und unter ihnen, wie eine Prinzessin unter ihren Rivalinnen, die stürmische und liebenswürdige, tyrannische und großmütige, — Tigerin und Kind —, die reizende, genialische, die unwiderstehlische Carola Neher.

BEI JAZZ-MUSIK GESCHRIEBEN

Von

MAURICE DEKOBRA

Es gibt zwei Arten von Romanschriftstellern: der eine schließt sich ab in einem Turm aus Elfenbein (möglichst mit modernem Komfort: Zentralheizung, Lift und fließendem Wasser). Droben in seinem Turm, hoch über den gewöhnlichen Sterblichen weiht er sein Leben und Denken dem Abstrakten und vollführt mit dem Seziermesser der Analyse chirurgische Operationen. Die Menschenseele legt er auf den Operationstisch, streift die Aermel hoch und macht einen wunderschönen Bauchschnitt in die Eingeweide seines Helden oder eine reizende Blinddarmoperation im Unterbewußtsein seiner Heldin. Bei diesen schwierigen Operationen stehen ihm seine Assistentinnen zur Seite. Eine von ihnen ist die verstaubte Buch-Psychologie, eine andere nennt sich Gemeinplatz, eine dritte Tradition und die vierte die haarfein spaltende Kleinigkeit.

Assistiert von diesen Krankenschwestern führt der Roman-Chirurg auf dreihundert Seiten — d. h. natürlich mit dreihundert feinen Nähten — eine klassische Operation aus, die mit denen seiner Vorgänger eine auffallende Aehnlichkeit hat.

Die andere Art Romanschriftsteller will von Elfenbeintürmen nichts wissen, schnallt sich lieber einen Rucksack um, eilt zum nächsten Bahnhof oder Hafen und tauscht mit Freuden Lehnstuhl und Schlafrock gegen Kabine, Schlafwagen und Reithosen ein. Das ist ein kritischer Beobachter der Milieus, die er schildern will. Er reist in die Länder, in denen seine Helden leben sollen, und studiert bis ins einzelne Wesensart, Atmosphäre und Lebensbedingungen dieser Menschen. Das ist auch meine Methode, seit ich mich der verpönten Industrie kosmopolitischer Romane verschrieben habe. Wir sind uns wohl alle darüber einig, daß man die Sitten und Gebräuche der angelsächsischen, slawischen oder Mittelmeerländer nicht genügend erfaßt, wenn man Taine, Dostojewski oder Gabriele D'Annuncio liest.

Ebenso wenig wird man den Hafen von New York, Abende an der schönen blauen Donau, Mondschein in Venedig oder die schwülen Nächte von Kairo beschreiben, wenn man in Bougival Fische fängt, den Angelhaken in der

Rechten und den Baedeker in der Linken. Es gibt kleine Feinheiten, die man allmählich von den Einheimischen lernen muß, die man nur löffelweise kosten kann. Der ideale Romanschreiber wäre ein Individuum mit einer Art sechstem Sinn, nämlich der Fähigkeit, sich der Umgebung anzupassen bis zur völligen Selbstaufgabe.

Um sich diesen sechsten Sinn anzueignen, muß man Jahre und Jahre Grenzen überschreiten, Ozeane überqueren, muß man kosten von indischem Curry, arabischem Mechui, von ungarischem Gulasch, von den Stören der Wolga und den gebackenen Austern der Neuen Welt.

E. Aufseeser

Und durch die intime Berührung mit den verschiedensten Rassen muß man lernen, das lastende Joch des Dogma abzuschütteln, das uns unsere Lehrer mit ihren falschen Unterrichtsmethoden auferlegt haben. Um ein treffendes Beispiel vor Augen zu führen, wollen wir einmal annehmen, Sie wollten einen Roman über amerikanische Sitten schreiben. Werden Sie sich für diesen Roman durch die Lektüre der Werke von Jules Huret — ausgezeichnet übrigens — vorbereiten? Oder werden Sie, um sich ganz mit amerikanischer Atmosphäre vollzusaugen, im Amerika-Expreß herumstreichen, um das Näseln einer Dame aus Pittsburg zu hören, die den Boy fragt:

„Say, my boy . . . Which is the shortest way to the Champs Elysées?"

Sicherlich nicht! Zunächst werden Sie ein oder zwei Jahre in den Vereinigten Staaten leben. Mit Ihrer Ankunft in Amerika geraten Sie sogleich

unter das trockene Regime. Passen Sie auf, ich warne Sie: wenn Sie selbst das Wasser auch nicht lieben, den anderen da drüben werden Sie es nicht verekeln können. Wenn Sie an Wein oder überhaupt Alkohol gewöhnt sind, wird ein allmählich fortschreitendes Training für Sie sehr angebracht sein. Nehmen Sie zum Beispiel während der Ueberfahrt jeden Morgen auf nüchternen Magen zwei Löffel Kaffee mit klarem Wasser, und sollte Ihnen der Wassergeschmack unangenehm sein, nehmen Sie es in Kapseln oder vermischt. Zum Schluß sind Sie gegen die verheerende Wirkung dieses Giftes „mithridatisiert".

Sie kommen also, glänzend vorbereitet auf die Trockenherrschaft, in New York an. Ihre Zellen sind immun geworden. Standhaft und gefaßt sehen Sie Eisorgien entgegen. — Und dann holt Sie ein Freund von der Landungsbrücke ab, nimmt Sie zu sich nach Hause und hält Ihnen folgende Willkommensrede:

„Old froggy, große Herrlichkeiten kann ich dir zur Erfrischung nicht anbieten, da wir doch unterm trockenen Regime leben. Das ist alles, was ich habe!"

Ihr Freund schließt nun ein geheimnisvolles Möbel auf, das nach einem Bücherschrank aussieht, und Sie erwarten jetzt, daß da eine besonders seltene Ausgabe von Marc Twain oder ein Werk von Ralph Emerson zum Vorschein kommen wird. — Nicht die Spur! Er zeigt Ihnen, in den tiefsten Tiefen verborgen: 28 Flaschen Absinth, 16 Flaschen Gin, ein Dutzend Jeroboams Kognak, zwei Fäßchen Branntwein, drei Flaschen Chartreuse usw. usw.

Der Freund entkorkt nun ein paar Flaschen, Sie trinken — und fallen auf der Stelle tot um!

Und selbst wenn Sie tot sind, ist's deshalb doch noch nichts mit dem Nur-Wasser im Jenseits. Denn die Leichenträger da drüben, diese Schlaumeier, stecken Ihnen noch im Sarge Flaschen mit Whisky zu, damit Sie sie den Zollbeamten vor der Nase durchschmuggeln.

Nach diesem Mißerfolg im Reich des Trunks machen Sie sich nun an das Studium der Amerikaner und Amerikanerinnen. Leider ist die Zeit zu knapp, um auf dieses Thema näher einzugehen. Denn ich brauchte drei oder vier Tage, um einen kurzen Umriß von der Mentalität der Amerikaner zu geben, so wie ich sie im intensivsten Verkehr mit unseren Freunden da drüben kennengelernt habe. Wenn man in die Psychologie der Menschheit der Neuen Welt eindringen will, muß man sich von veralteten Schablonen und wie Ballettschuhe abgetragenen und verbrauchten Begriffen, die die Europäer unantastbar vom Vater auf den Sohn vererben, absolut frei machen.

Ich habe einmal einen Philosophen gekannt, der hieß Hamydal. Er liebte es, während seiner Mahlzeiten mit Weltweisheiten zu jonglieren. Einmal sagte er zu mir, indem er seinen mageren Zeigefinger in meinen Brustkasten bohrte:

„Junger Freund, geben Sie nichts auf zu verallgemeinernde Urteile. Die Zündhölzchen einer schwedischen Zündholzschachtel lassen sich leichter zählen als die Wunderlichkeiten einer Frauenseele."

Ich glaube, Hamydal hatte recht. Denken Sie nur an den Engländer aus Calais und die rothaarige Frau. Wir wollen uns um Gottes willen nicht auf das Schema festlegen, daß der Engländer scheinheilig, der Franzose leichtsinnig, der Deutsche schwerfällig, der Slawe mystisch und der Amerikaner praktisch sein müsse.

Kleiber und seine Getreuen in Argentinien

Photo Wide World

Vor dem „Jockey" zu Paris

Man Ray, Hyler, Der Jockey, Ezra Pound, Der Besitzer, Louis Baron Rothschild, Curtis Moffat; sitzend: Tzara und Cocteau

Photo Librairie de France

Claude Monet, Sommer

Photo D. Paul Miller

Claude Monet in seinem Garten in Giverny bei Paris

André Germain

Maurice Dekobra

Wir alle haben schon Amerikaner gesehen, die entsetzlich leichtsinnig waren, besonders nach Mitternacht auf dem Montmartre, und Franzosen um die Börse herum, die einen äußerst amerikanischen Eindruck machten.

Ich glaube, man tut gut daran, die Marionetten auf dem Basar der zivilisierten Menschheit nicht schematisch einzuteilen. Seit fünfzig Jahren hält man in Frankreich an einem klassischen Typ der Amerikanerin fest. Für die meisten Franzosen ist sie der personifizierte Vampir. Eine exzentrische, schlecht erzogene, egoistische, tollkühne Person, Meisterin in Ehescheidungsangelegenheiten ohne überflüssige Gefühle mit rasendem Verbrauch an Schecks. Und der Leser, ob Franzose oder Engländer, der das Leben drüben aus eigener Erfahrung noch nicht kennt, macht sich danach sein Bild, und zwar so verkehrt wie möglich; denn er verallgemeinert und übersieht neben den hundert Amerikanerinnen vom Vampirtyp die zehntausend sentimentalen, romantischen Frauen mit ausgesprochenem Innenleben. Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung versichern, daß es in den Vereinigten Staaten bedeutend weniger Celimenen als Charlotten gibt. Nur den Typ Werther gibt es nicht. Die Werther können da nicht existieren, weil man sich in Wall-Street keine Kugel in den Kopf jagt. Dort gibt's nur Selbstmord mit elektrischem Schlag.

*

Manche Leser werden mit Erstaunen an Einzelheiten in meinen Romanen festgestellt haben, daß mir das Leben in Berlin und in Deutschland überhaupt keineswegs fremd ist. Ja, ich habe meine Jugenderinnerungen, die mich an den Strand der Spree zurückführen, nicht vergessen. Das war die Sturm- und Drangperiode, als wir in den Cafés am Kurfürstendamm mit flammender Begeisterung über die ästhetische Offenbarung der Secession in Charlottenburg disputierten, über Max Liebermann, Slevogt und Leistikow; als mein Freund Benno Jacobsohn für Alexander im Residenz-Theater die neuesten Pariser Lustspiele übersetzte; als ich die schöne Marie Sulzer — damals noch nicht Baronin Liebenberg — im Trianon-Theater anschwärmte; als wir, ohne uns ein bißchen zu genieren, bei Aschinger für fünfzig Pfennig Mittagbrot aßen und dabei lebhaft über „Kleine" von Johannes Schlaf, Arno Holz' Schüler, debattierten. Damals triumphierte gerade Victor Holländer in Berlin, und unsere kleinen Freundinnen, die Tietz-Mädels oder die russischen Studentinnen, trällerten die allerneuesten Schlager.

Wie waren wir jung damals! Einstein hatte uns noch nicht infiziert mit der Erkenntnis der Relativität aller Dinge, auch der Liebe. In den Zelten, nicht weit von dem Institut für sexuelle Wissenschaften, wo jetzt Dr. Hirschfeld seine merkwürdigen Studien über die Anomalien der armen Menschheit betreibt, tranken wir unseren Dämmerschoppen, und das Bier war noch heller als das Blondhaar unserer kleinen Mädchen.

Ja, jung waren wir! Und wenn wir im Tiergarten unter den Bäumen schlenderten, schien uns die Zukunft so strahlend und rosig wie die Sonne, die vor unseren Augen langsam zum Horizont niedersank. — — — Das Leben hat uns gelehrt, daß auch die Sonne Flecken hat.

(Deutsch von Eva Maag.)

DIE GEHEIMNISSE DES FLOHMARKTS ODER DIE SCHÄTZE DER BODENKAMMER

Von

FLORENT FELS

Nicht zu den geringsten Paradoxen gehört es, daß der neue Frühling der Werke populären Stils denen zu verdanken ist, die in unserer Epoche die entschiedensten Neuerer gewesen sind.

Vlaminck findet bei einem Budiker am Seineufer den ersten Negerfetisch der modernen Kunstgeschichte, Derain stöbert auf dem Boden seiner Eltern in Rueil die ersten „fixés sous verre" auf, Matisse und Picasso kaufen anonyme Maler, polynesische Masken, romantische Fayencen und erholen sich bei ihrer Betrachtung ... ist das nicht ein schönes Sujet für ein Bild des Zollbeamten Rousseau: „Die Champions der modernen Malerei (nur Chagall und Utrillo fehlen) huldigen den Werken der Volkskunst"? Was für hübsche Stellungen! Vlaminck zieht melancholisch an einer exotischen Pfeife und trinkt aus einer jener Fayencetassen, die er „Tassen aus giftiger Schokolade" nennt, Picasso und Matisse entdecken beim Studium eines phallischen Symbols neue Möglichkeiten, und Derain empfängt aus den ländlichen Votivbildern und Heiligenfiguren die Verkündigung seiner geheiligten Mission als Erneuerer der neoakademischen Malerei.

*

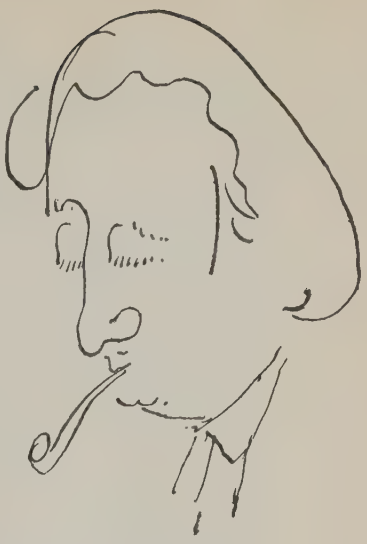
Dieses Jahr ist die Jagd auf dem Flohmarkt die große Mode. Der Flohmarkt liegt bei der Porte Saint-Ouen. Wenn man die Befestigungen passiert hat, wo Paris noch ein bißchen nach 1870 aussieht, dann erhebt sich dort eine Bretterstadt. Wir sind im „Gürtel", in der „Zone", im Reich der Lumpensammler. Dort findet der unerschrockene Reisende, der weder den Staub noch die kräftigen Gerüche fürchtet, kühne Tänzerinnen. In den Kneipen, wo man den Wein noch literweise verkauft „wie viel Gläser?", beim Schmettern verschnupfter Orchestrions, die mit kleinen Musikern aus Holz geschmückt sind, tanzen die „mômes du faubourg" den Charleston und den Black Bottom, wie Vater und Mutter die Quadrille tanzten.

Zwischen zwei Tänzen ißt man gallertartige Bratkartoffeln und anämische Erdnüsse.

Dort findet man Automobile zu verkaufen, 500 Francs das Stück, „Und es fährt richtig", betont der Zettel. Teppiche aus einem nahen Orient (Lille, Roubaix oder Tourcoing), Phonographen aus der Zeit der Dreyfusaffäre. Die Händler, die Bescheid wissen, schmuggeln dort falsche Rousseaus und falsche Utrillos unter. Man findet auch manches Wunder.

In diesem Gerümpelhaufen auf bloßer Erde war es, wo Marcoussis seine Sammlung verzierter Gläser zustande brachte, auf denen der Eiffelturm, der Präsident Krüger, Bismarck, Gambetta, der Velocipedist, der schiefe Turm von Pisa und die Stadt Paris zu sehen ist, alles Maraschino — oder Ratafiaflaschen — — der bloße Name dieser Spirituosen riecht schon nach Vergangenheit.

André Lhote sammelte dort jene Glaskugeln, die in einer leichten Flüssigkeit Blumen, Schmetterlinge, Münzen oder herrliche Bildnisse eingeschlossen halten. Dort haben wir Sonntags zwischen Knöpfen, angeschlagenen Gläsern, sinnlosen Dingen, deren Zweck ein Geheimnis ist, unsere ersten marmorierten Gläser, unsere Sammlungen anonymer Malerei und Skulptur, Brautbuketts und sogar peruanische und mykenische Porterien gefunden.



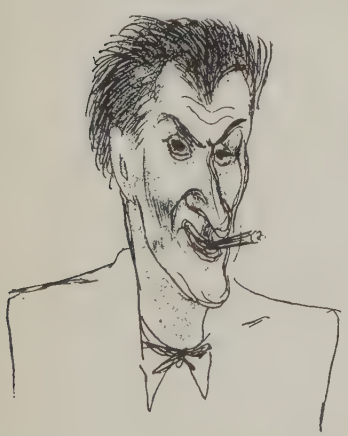
Isaak Grünewald, Fernand Fleuret

Die kostbaren Dinge sind aber nicht die Dinge von Klasse, die an diesem Uebelkeit erregenden Strande gescheitert sind, sondern jenes tausendfältige Brimborium, das einen Heine und Hoffmann begeistert hätte: Bemalte Zifferblätter, Früchte aus Marmor und Wachs, Blechtabletts, worauf die dörflichen Davids den „Schwur der Horatier" oder „Napoleon auf der Brücke von Arcole" gemalt haben, Bilder aus Haaren, aus Muscheln, aus Perlen, Schmucksachen aus Koralle usw. und jene inspirierten Schöpfungen, jene Schöpfungen volkstümlichen Humors aus einer Zeit, wo die Kunst sich weniger an Büchern als am Leben orientierte.

*

Dann haben wir der Bodenkammern unserer Großeltern gedacht. Alles, was Zeit, Staub und Vergessen über sich hatte ergehen lassen, was verschwunden und ersetzt worden war durch die Kinkerlitzchen des „Modern-Style" (Gauguins Schuld!), ersetzt durch den Bazar Orientalismus, wurde wieder frisch und einer neuen Existenz voll.

In den Salon hat man wieder die Pendule mit figürlicher Darstellung, Ariadne und Theseus, Androklus und der Löwe gestellt, das Mobiliar dieser Epoche Bismarck-Napoléon III. ist aus schwarzem Ebenholz und Bronze, und auf dem Schreibtisch des Bankiers zeigt ein gläserner Briefbeschwerer ein galantes Sujet: „Voltaire und Friedrich der Große diskutieren über die platonische Liebe."



Isaak Grünewald, André Salmon

Und was die Bilder betrifft, so dienen sie jetzt einer anderen Funktion. Sie führen uns zurück zur Freude am schönen Gegenstand. Sie sind ehrbar gepinselt und erzählen ein kleines Geschichtchen. Sie lassen an eine Zeit denken, wo die Maler sich nicht davor fürchteten, anekdotisch zu sein, eine Zeit, die nicht mehr ist, aber sehr wohl wiederkommen könnte, denn sie lebt in den Werken des Zollbeamten Rousseau, in den Bildern von Jean Guirand, in denen der schönen Kiki von Montparnasse und in den geistreichen und naiven Wunderdingen von Camille Bombois, dem malenden Buchdrucker, der die letzte sensationelle Neuheit von Paris ist.

GÄRTEN

VOM ERSTEN AMENOPHIS BIS ZUM ERSTEN ZYPERNIK

Von

ERYK PEPINSKI

Der Unterschied zwischen beiden Herren und ihrem löblichen Wohltun für sich und die Kunst ist nicht groß, wenngleich jener der achtzehnten Dynastie der tüchtigen Regenten des Nildeltas angehörte und dieser Herr Zypernik, würdiger Vertreter einer aufblühenden Dynastie von Lebenselixierfabrikanten, unserer Zeit angehörte. Beide Herren waren Besitzer rühmenswerter Schlösser und Gärten, und in der Zwischenzeit, da der eine schon einbalsamiert und der andere noch nicht erzeugt war, flossen Nil und Havel so etwas über dreitausend und fünfhundert Jahre durch ihre Grenzmarken. Andere markige Geschlechter kamen und gingen, bauten Schlösser und Gärten und lebten guter Dinge ringsherum um den Globus.

Ein verehrungswürdiger Honigseimdichter aus dem alten Aegypten hinterließ uns im bekannten Turiner Papyrus folgende Beschreibung des damals wie heute zeitgemäßen Gartengebrauchs: *„Kleine Sykomore, die sie gepflanzt hat mit ihrer Hand! Sie schickt sich an zu sprechen, und ihre Worte sind süß wie Honigseim. Schön ist ihr Laub, und grünender als des Papyrus Blätter sind die ihrigen. Geschmückt ist sie mit Früchten, die röter sind als Rubin, und ihre Blüten sind grüner als Malachit. Kühlung bringt sie in der Sonnenglut. Für die Gärtnerstochter legt sie in die Hand eines kleinen Mädchens einen Brief. Der heißt sie eilen zu dem geliebten Freunde und zu ihm sprechen — komm Lieber, weile in dem schönen Garten, froh ist deine Gärtnerin. Komm in den Schatten und begehe festlich diesen Tag und auch den Morgen. Weile mit mir unter diesem Blätterdickicht. Selig sitzt zu ihrer Rechten der Geliebte, und sie hört auf seine Stimme, die sie lockt. — Was ich auch sehen mag, spricht der Sykomorenbaum — verschwiegen bin ich, ich plaudere nicht davon.* Muß man mehr von den Gärten der Pharaonen wissen? Und wenn schon — es war in jedem ein Ententeich in der Mitte, in welchem zu Zeiten die gnädigen Herrschaften auch badeten. Drumrum war eine Reihe Sykomoren (Wildfeigenbäume) gepflanzt. Jeder pflückte, ehe er badete, sein Feigenblatt nach Augenmaß vom Baum, band es vermittels eines Binsenhalmes oder eines Papyrusstengels um die Hüften, womit der Sitte Forderung erfüllt war. Die Victoria regia und kleinere Wasserröslein blühten in dem Teich, und man ließ sich zu besonderer Verlustierung in einem Kahn auf dem Wasserbecken hin und her gondolieren, den Goldfischen und so seine Aufmerksamkeit widmend. Hatte man genug davon, so ging man Datteln oder Weinbeeren naschen, die in weiteren Reihen um das Bassin gepflanzt waren. Pfirsiche, Granatbäume, Tamarisken und Palmen verschiedener Art hatte man auch schon erfunden. Man gab Gesellschaften damals nur im Garten. Von den Geburtstagsvorbereitungen des Moses, wie der zitierte Lyrikerahnherr uns ahnen läßt, bis zur Totenfeier, die im Grab von Minnacht, Scheich abd el Gurna, Querraum, linke Wand, aufgemalt ist (Thutmosis II. Zeit).

Der Hindu sagt von der Gartenfreude, *„daß diese, die Gartenfreude, der Freuden reinste sei"*. Indisch-persische Miniaturmalereien, die uns vielfach das Leben im Mughalgarten überlieferten, lassen uns Nachfahren in Europien teilnehmen an einem phantastischen Gartenleben jener Nur-Jahan, der paradieseschaffenden Gattin Jahangirs. Hindugeist und Islamgeist mit einer Spur Zoroaster finden sich beim Suchen nach der Vaterschaft dieser Gärten mit Marmorteichen, Wasserrinnen, goldverzierten Lusthäusern mit blumigen Dachgärten, mit Tierparadiesen, Liebeslauben in Rosenfeldern und Orangenhainen. Khahawaje-Nizami von Samarkand sagt in einem Verse „mein Grab soll sein, wo der Nordwind es mit Rosenblättern überstreut", und als nach Jahren sein Honigseimbruder Omar-Khajjim von Korssan die Grabgebühr beim Friedhofsinspektor erneuern wollte, fand er des seligen Herrn Bruders Grab in Naisarpur mit einem fruchttragenden Obstbaum bewachsen und von einem gebührlichen Schleier windverwehter Rosenblätter überzuckert.

Die früheren Herren vom Reich der Mitte sind für meine Begriffe jedoch die ganz feinen Pinkel des Gartenlebens, die großen Könner des Lebens und Lebenlassens in Gartengenüssen — gewesen. Liu-Chou sagte uns: *„Was suchst du in einem Lustgarten? Ein Bild, belebt von allem, was drinnen wächst, unsrer Seele Empfindungen vermittelnd, die in allem Lebendigen sind. Kunst ist naiv gebaute Form mit Harmonie vereinen! Art und Wuchs, Farbe und Buntheit, Beschattung und Licht sind geschaffen, in ihrer reinen Art das Auge zu täuschen und damit das Ohr der Ruhe lausche und Glückseligkeit, Lust, Friede deiner Seele vermittelt werde. Vielseitigkeit und errechnete Veränderlichkeit sind das wichtigste für den Gartenplan. Nichts sei auf kleinem Raum groß sein. Harmonie ist höchstes Ziel.* Der Mann findet meinen Beifall. Und wenn die konstruierende Phantasie unter Yang-Ti parfümierte Seidenblumen an die Bäume des Gartens befestigte, so war das sicher schön. Und Wu-Ti, der mit dreißigtausend Arbeitern einen fünfzig Meilen Umfang habenden Park bauen ließ, hat damit auch recht gehabt. *Man führte, weil man's konnte, mit Recht das Leben eines Herrn, Dichters und Philosophen!* Baute seinen Pavillon kühler Wohlgerüche mitten in einen See, den man auf einem künstlichen Berg anlegte, um sicher zu sein, daß der Effekt nicht mit einem naturgewachsenen Landschaftsbild verwechselt werden konnte. Es müssen die alten Chinesen Prachtkerle gewesen sein. Friede ihrer Asche.

Der Japaner ist der für mich zu literarische Gartenfreund, aber ich sage ausdrücklich, daß er mein Freund ist und daß ich ihn vielleicht noch nicht ganz gefunden habe. Sein Pflanzenkult ist hochachtungswert, aber seine Gestaltungsform, die er dem kleinsten Fleckchen Garten gibt, die kann mich nicht rühren. Seine Tempelhaine und Tempelhöfe sind mein Entzücken. Sagen Sie, daß verkrüppelt gezogene Miniaturbäumchen und deren Kompositionen in Miniaturgärtchen, den *„Gärtchen auf der Untertasse"*, *Ihr Schwarm wäre, so ist das natürlich Ihre Sache.*

Was wir von Alexanders Gartenfreude wissen, und was Homer uns singt von den Gärten von Alkinoos, hat nichts mit schöpferischer Gartengestaltung zu tun. Lucull erst sicherte seinen Nachfolgern, den Herren Sallust und Mäcenas und so weiter eine Gartenkunsttradition. Fast geradlinig und durch

wenig Phantasie gewürzt blieb dann die Gartenkunstidee auf der europäischen Insel bis ins achtzehnte Hundertjahr unserer Zeit erhalten. Die Mächtigen befleißigten sich, ihre Macht durch aus allen Zeiten erborgten Prunk auszudrücken, und allenfalls gelang einem Mann am Hofe des Sonnenkönigs, Meister Lenotre, etwas wie rhythmische Symphonie den Parkbildern seiner und den hundert Jahren Folgezeit aufzudrücken. Selbstverständlich das ihm ungekürzte Lob, selbstverständlich ein Fluch den unschöpferischen Nachäffern. Wer glaubt, ein Recht dazu zu haben, rede mehr davon.

Nun zum Begründer der Dynastie Zypernik, zu Emil William I., Vater des neuen Europa, von 1999 ab Hauptaktionär der asio-europ-amerikanischen Union. Da der Herr ein Novum ist, muß der häuslichen Umgebung besondere schöpferische Gerechtigkeit zuteil werden. Gott der Herr gab dem Spatz seine Welt und Roßäpfel auf Lebenszeit. — Er wird auch Zypernik and Son und Kindeskindern die bekömmliche Dosis Kultur geben. Emil-William bekommt also auch seinen Garten. Nun muß ich leider von mir reden, denn ich habe hochachtungsvoll versucht oder vielmehr nichts unversucht gelassen, diesen Garten für Emil-William nach Maß zuzuschneiden. Was soll ich Ihnen sagen? Was habe ich getan, bevor ich seinen Garten ihm braute? Ich habe seinem Großvater mütterlicherseits etwas die Luft angehalten, bis er nichts mehr reden und auch sonst nichts konnte. Dann habe ich die Großmutter dieses Großvaters mundtot gemacht, bis auch sie aufgegeben hatte, mir geistvolle Ratschläge zu geben. Lang und mit Ausdauer tat ich dies, und das Resultat ist, daß ich meine Gärten machen kann, wie ich will. Das walte Gott.

DIPLOMATICA

Randbemerkungen, den Lesern des Buches „Metternich“ *) gewidmet

Von

CHARLOTTE HAUSLEITER-WESTERMANN

I.

Im allgemeinen: Gibt es noch Diplomaten? Dann gibt es noch Staatsgeheimnisse. Gibt es noch Bündnisse? Dann gibt es noch Geheimverträge. Kann es noch Geheimnisse geben zum Aufknacken für Untersuchungsober- und -unterausschüsse, für Akteneinsichten mit Absichtsakten (weil's gleich ist). Und dann zur Trübung der Normalsehlinse Oeffentlichkeit jene in allen Regenbogenfarben (Bogen: Versöhnungszeichen zwischen Gott und Menschen) spielenden amtlichen Büchlein, die in scharfer Lauge gereinigter Schmutzwäsche gleichen: blendend weiß und riechen doch noch.

Die Oeffentlichkeit der Staatshandlungen ist Gesetz geworden, die dustern Mittel der Diplomatie unbrauchbar gemacht; wie soll es da noch Diplomaten geben? Es gibt nur noch Staatsmänner = Staatsleiter = Ehrenmitglied. Gleichviel wovon.

*) Metternich. Der Staatsmann und der Mensch. Von Dr. Heinrich von Srbik. (Zwei Bände.) Verlag von F. Bruckmann A.-G., München.

Die Oeffentlichkeit der Staatshandlungen — ob sie auch Geschäfte sind, wenn aus der absoluten Majestät des Hauptbuches das Soll und Haben der Staatsbilanzen bis zum Saldo aufgedeckt wird? — bedingt, streng konsequent, die Nullität der Diplomatie.

Man wird nicht mehr ernannt, von oben approbiert, nach Ablauf der verschleierten Kultübungen, und wird nicht mehr als Spitze vor eine staunende Menge hingesetzt, die zwar nicht wußte, warum und wieso, aber in ihrer Mehrheit zufrieden mit dem Wechsel war, auf diplomatisch revirement geheißen.

Man sagt ja, es wurde gearbeitet. Nun aber hat man das Glockenspiel der staatlichen Oeffentlichkeit, und da man das Männleinlaufen sehen darf, glaubt man auch das Uhrwerk gehen zu sehen.

Der Versailler Vertrag gestattet der neuen deutschen Republik das Halten von ministeriellen Personen aus den geschäftsführenden Parteien; die junge deutsche Demokratie gestattet jenen dann untereinander die Reichsregierung zu bilden. Diese schuf sich seit ihrer Einführung von 1918 eine einzige und eigenartige Tradition: die Oeffnung der Archive. Man kann das eine politische Handlung nennen, diplomatisch ist es nicht. Diplomatisch ist etwas anderes.

Zum Beispiel: Man findet in einer europäischen Hauptstadt einen Sowjetgesandten, an alle adressiert, persönlich vielleicht umwittert von Enthüllungen über ein diplomatisches Vorregime, das in Erfolg und Niederlage beispiellos war, den Beauftragten eines neuen, das keine Kompromittierung fürchtet, weil es keine Grenzen kennt und auch wirklich keine hat.

Der russische Gesandte, immer noch ein bißchen Werwolf, aus Steppe oder aus Kischinew, begegnet einem der jungen, fröhlichen, vortrefflich tanzenden und golfspielenden und so ehrlich händeschüttelnden Sendlinge der U. S. A. — „Gehet hin in alle Welt" —. Vielleicht auch einem der immer schmalen, immer best angezogenen, aber selten oder niemals schlitzäugigen Japaner. Man wähle auch beliebig statt der zwei Vertreter der beiden geschlossensten Landmächte der Welt und des Gesandten der östlichen Inseln solche aus den zurückgesetzten Bezirken der alten Welt, einen britischen oder französischen Geschäftsträger: beide können historischen Familien oder Häusern von vorgestern angehören. Man nehme hier die Vertreter der mittelmeerländischen Geste von der Grandezza bis zur Ragazza, dort den gesammelten Erscheinungsmodus der wohl der Landweite, aber nicht der Machtweite entbehrenden übrigen Nord- und Ostseeanwohner und zuletzt die aufgewerteten österreichisch-balkanischen Hypothekengläubiger von Weichsel und Donau, von Bosporus und Peloponnes; sie sind alle noch da, gutes Europa! Und siehe! Sie sind alle Diplomaten! Warum nur?

Diplomaten? Ja! Sie verzichten vor allem auf das Wichtigtun mit ihrem Beruf und sind froh, wenn sie nicht ständig der Oeffentlichkeit ausgesetzt sind und nach der stillen Methode arbeiten können, die in Diplomatenstuben immer gebräuchlich war. Das Vorzimmer ist auch heute noch kein Arbeitsgemach und der Attaché noch kein Bevollmächtigter. Ihre Regierungen denken gar nicht daran, sich beliebt zu machen mit Enthüllungen. Sie haben noch ihren guten alten Grundsatz, daß man sich die Oeffentlichkeit eigentlich vom Leibe zu halten hat und daß in Staatsakten, wenn es kein politisches Manöver

erfordert, erst Einsicht genommen werden darf, wenn zu einer Zeit und ihren Menschen die nötige Distanz gewonnen ist. Es gibt unter diesen Diplomaten einige, die man reden läßt und die von sich reden machen. Sie sind das Brennglas, in das man gewisse Strahlen zu ziehen wünscht. Das ist eine der nicht einmal angenehmen Seiten ihres Handwerks. Die Unauffälligkeit, die Höflichkeit und äußere Gleichgültigkeit den Sonderformen eines Landes gegenüber ist eine Tugend, die den Auslandsvertretern gelehrt wird. Es gibt auch solche, die sie von klein auf besitzen. Wenn einmal der Kürassierstiefel auftritt oder eine der beliebten Neujahrsreden auskommt, macht der Auslandvertreter seine Diplomprüfung. Das englische Kabinett, Napoleon der Dritte und Bismarck haben sie mit Vorliebe auferlegt. Die Höchstleistungen werden den Russen zugeschrieben; neuerdings den Japanern und Italienern.

Parlamentseröffnungen und Empfänge, die altgewohnte Zeitgenossenschau, verbinden wieder die amtlichen Welten mit den Qualitätserscheinungen einer Nation. Uebrig gebliebene Monarchen finden noch überall Ehrenkompagnien und Galadiners. Schwache Reste höfischer Courtoisie, jedem Staatshaupt sogleich zugestanden. Barras hat seine Tanzsalons, die Napoleone ihre Frauen, Franz von Oesterreich seinen Wiener Kongreß, die gekrönten Dynasten ihre Hofrangordnung, Eduard von England seine Badereisen und die Sowjetherrscher ihre Kremlwachen. Diplomatie und große Welt ist eine Symbiose, keinen Meinungen unterworfen.

II.

Im besonderen: Das Metternichbuch.

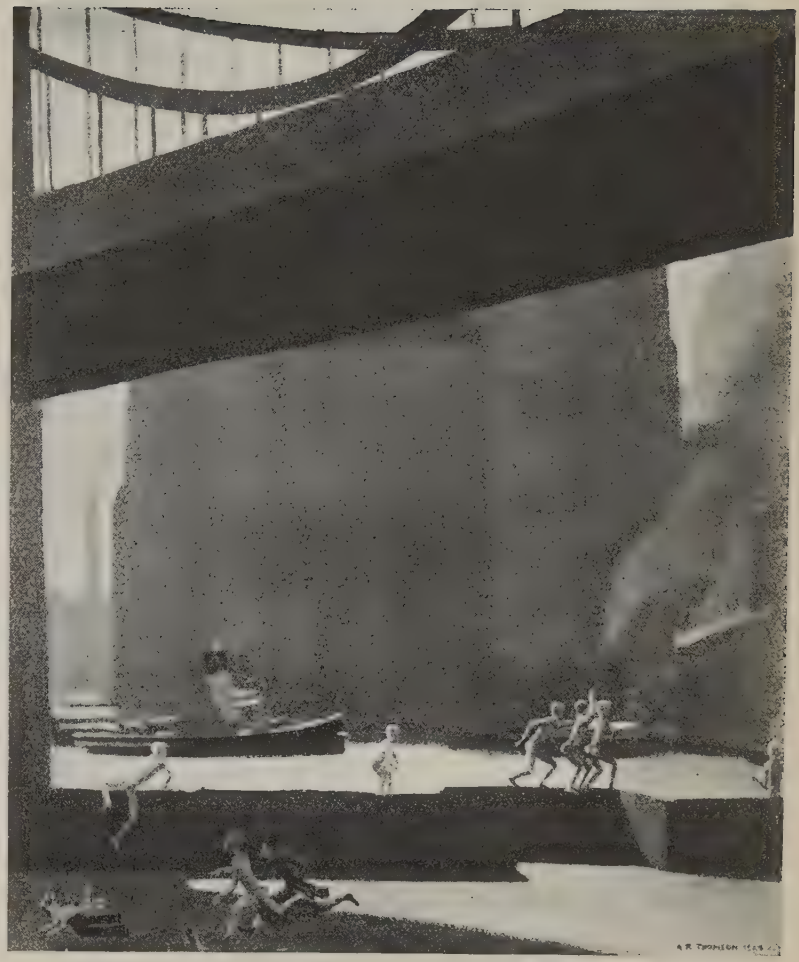
Vor ein paar Jahren starben zwei uralte Frauen, vor Zeiten grandes dames von Europa, von den Ereignissen lange überholt. Sie waren einst selbst an der Schwelle der Ereignisse gewesen; die eine auf dem Thron, die andere mit auf dem ersten Botschaftersitz ihrer Zeit, zwei Freundinnen: Eugénie Montijo, Kaiserin der Franzosen, und Pauline Fürstin Metternich-Sándor, Enkelin und Schwiegertochter von Clemens Fürst Metternich, Hof- und Staatskanzler des alten kaiserlichen Oesterreich. Wie war es noch nahe! Jetzt steigt er selbst nach jenen beiden Frauen, die seiner letzten glänzenden und stürmischen Tage Ueberlebende gewesen sind, aus dem Grab und aus der Versenkung, und mit ihm das große Diplomatentum der neueren Zeit.

Zu den Seinen zählt es die Walpole und Pitt und ihre viktorianischen Nachfolger; von der Pompadour reicht es zu Talleyrand hinüber, gehört zu dem ersten Napoleon und streift den dritten, es eignet Metternich wie Humboldt, Hardenberg und ihren Epigonen, den Russen unter Nikolaus wie unter dem ersten und zweiten Alexander, und steigt in seiner steilsten Kurve auf zu Bismarck und seinem Gegenpol, Leo dem Dreizehnten.

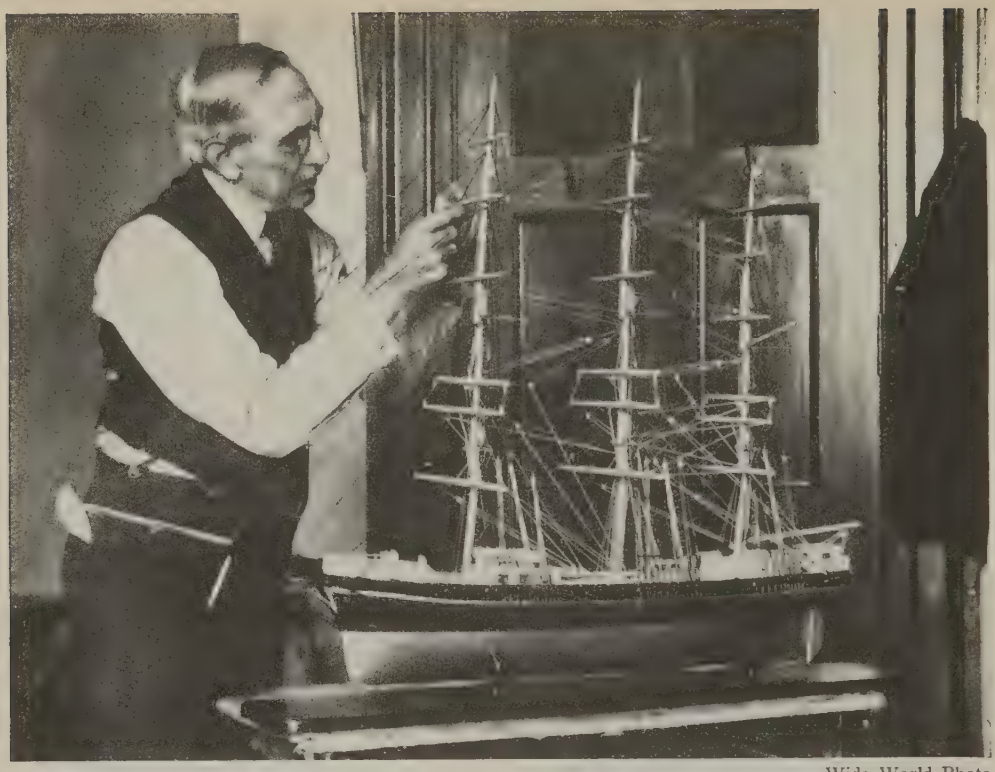
Metternich! Als Bismarck im Sommer 1851 Metternich auf dem Johannisberg besuchte, saß der greise Herr von Itzstein, Paulskirchner von anno 48, ebenfalls auf seinem Weingut, dem nahen Hallgarten, und nickte vor sich hin. In dieser Begegnung einer Privat-Entrevue ritterlicher Höflichkeit grüßten sich zwei Zeitalter; es war wohl die interessanteste Lehrstunde, die Bismarck je gehabt hat, und für den achtzigjährigen Metternich eine seiner besten.

Photo Marc Vaux

Rehe. Gemälde des in Paris lebenden Japaners Koyamagni



Londoner Jungens. Gemälde des englischen Malers A. R. Thomson



Wide World Photo

Kapitain Fred Williamson arbeitet an dem Modell eines Seglers

Special Press Photo

René Lebegue vom Victoria-Hotel. London, mit einem Adler aus Hammelfett für eine Kochkunstausstellung

Photo Graudenz

Von dem internationalen Polo-Turnier in Westburg (U. S. A.)

Acme Photo

Der Belgier „Scotty", Preisträger auf der internationalen Viehausstellung in Chicago

Mendel Singer

Fürst Metternich

Kein Bild hat die beiden nebeneinander festgehalten. So muß man sich von ihrer Begegnung ein inneres machen.

In dem klugen Buch über Metternich, in diesen mutig österreichischen Doppelbänden des Heinrich Ritter von Srbik, der an der Wiener Universität jetzt Fourniers Lehrstuhl einnimmt, ist für den Nichthistoriker wohl die Hauptsache der „Ausblick und Rückblick"; es wird hier die geistvolle und gesunde Parallele Metternich—Bismarck durchgeführt, mit allen Konsequenzen. Srbik bringt keine Enthüllungen; er gibt nur die ganze Fülle der Tatsachen, die um Metternich waren, und die er selbst war. Nach Napoleons Abgang wurde, was in Europa Politik war, von dem er in einer schwachen Stunde sagte, es sei: „kein System, sondern eine Weltordnung gewesen", in sein „System" eingefangen. Wenn man von dem absolut Zeitbedingten darin absieht — Innenregierung ist immer bedingt, von einem Jahresring höchstens —, so hat man das Gefühl, daß die Epoche Metternich, die doch schließlich von 1812 bis 1848 dem politischen Europa das Gepräge gab, noch nützlich und anschaulich genug ist, um wieder einmal den Wert der Zusammenhänge zu dokumentieren. So bewußt österreichisch es auch anmuten mag, sehr nobel einem Staat gegenüber, der immerhin hundert Jahre eine Großmacht, ja Vormacht, war, so wenig ist in diesem Buch, das nicht lange Fäden zieht nach den letzten politischen Vorgängen.

Dieser bestgehaßte Vormärzminister, zu sehr Grandseigneur, um selbst zu hassen, könnte eigentlich letzte Mode sein. Schaut man seine aus reichem Talent und reichster Erfahrung gewonnenen diplomatischen Gepflogenheiten und Erfolge scharf an (Auf! Legion der Anwärter im diplomatischen Dienst!), so fällt vieles auf, was man heute als unerhört anzustaunen beliebt.

Große Politik ist ein Rad an einer Achse, die nur fest in der Radnabe zu sitzen hat. Jeder Fuhrmann weiß das. Der große Diplomat, wenn er zugleich ein echter Staatsmann ist — und das war er meist —, würde ja nicht einmal die Anfangsgründe seines Metiers kennen, wenn er das Drehen und Wenden, das Aufnehmen und Fallenlassen der Radbewegung nicht in der Achse seines Willens hielte. Man schaue doch auch hier in das Tagewerk eines Staatsmannes und Diplomaten hinein und entnehme ihm wenigstens, daß die ältesten Begriffe von Staatskunst auch die allerneuesten sein können.

Wer wird dies Metternichbuch lesen? Oder hoffentlich darin blättern? Es ist viel offener als zehn Bände Enthüllungen, mit denen man doch nichts anzufangen weiß, weil der Grund, warum sie erscheinen, nicht verraten wird. Und um den geht es schließlich.

Das Zeitferne wird unheimlich nah. Aus der Quintessenz dieser Ferne und Nähe ist mehr herauszunehmen als aus zwei Dutzend zu rasch geschriebener Erinnerungen. Man hat dann wenigstens einen Hauch dessen verspürt, was Diplomatie ist, und darf gewiß sein, daß es immer noch Lehrende und Lernende dieses so auf baisse spekulierten Geschäftes gibt.

Es kommt auch wieder die Zeit, wo der Bürger auch des unruhigsten Staates beruhigt sein kann und erleichtert aufatmen darf, daß man gerade seiner nicht bedarf, um große Politik zu machen.

MENDEL SINGER

(Das Symbol des alten Österreich)

Von

ANTON KUH

Außerösterreichischen Menschen, denen der Schlüssel zum Verständnis des von Karl dem Großen gegründeten und unter Karl dem Zahmen dahingegangenen Jahrtausend-Reiches fehlt, wo Leichtfertigkeit, Humanität, Irrsinn, Formfreude, Güte, Katakombendüster und Wiesenlicht zu einer vielfarbigen Einheit zusammenwuchsen, muß die Gestalt Mendel Singers vorgeführt werden, des Wiener Parlamentsberichterstatters, der jetzt achtzig Jahre alt ist.

Wäre etwa in den Frühlingstagen von 1917 ein Forschungsreisender ins Wiener Reichstagsgebäude, diesen mollerten Griechentempel der Politik, geraten, so hätte ihm in den Couloirs unter den Ministern, Abgeordneten und Journalisten die sonderbare Figur eines Mannes ins Auge springen müssen, der in schlapfenden, bleischweren Stiefeln seinen zurückgelehnten Würdenrumpf nach vorn trug; er schritt mit steil gradaus gerichtetem Gesicht, wie ein Mensch, dessen man innerhalb eines Tages nur fünf Minuten lang auf dem Weg vom Arbeits- ins Konferenzzimmer habhaft werden kann und dem sich nunmehr von links und rechts rasch gestammelte Bitten anhängen; der Bauch zog ihn wie ein Gespann; den Kopf bedeckte ein Hauskäppi, und die Hände fielen so lässig-tatenbereit die Hüften abwärts, als hielte er in ihnen eine Bahnhofsglocke, um alle parlamentarischen Stationen von „Mißbilligungsantrag, Geschäftsordnungsausschuß, dritte Budget-Lesung über Ministeranklage nach Reichsuntergang" auszuläuten.

Ab und zu näherte sich ihm voll Frohlaune ein Abgeordneter, nahm einen Witz oder Bescheid entgegen, zahlte mit Gelächter und reichte ihm die Hand.

Dann gesellte sich in Generalsuniform, ebenso bäuchig, aber ungleich im Bauch, der Minister für Landesverteidigung diesem Hausverwalter zu, marschierte schweigend und gradaus neben ihm. Von ferne umkreiste sie beide wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, ein fremder Schüchterling, hielt Schritt mit ihnen oder ließ sie, an die Wand gedrückt, vorbei, bis der Patriarch — dem vielleicht die geistlichen Verrichtungen des Hauses oblagen? — seiner Murmelrede mit schneidender Handbewegung nach ihm hin die Spitze gab: „Interveniert wird nicht!" und leise wieder fortfuhr.

Der Allgewaltige war Mendel Singer, kaiserlicher Rat und Edler von. Drinnen im Saale versuchten die zehn bis fünfzehn Völkerschaften der Monarchie zum erstenmal seit Kriegsbeginn, vielleicht aber zum

letztenmal überhaupt, das Gehör der unbekannten, pythischen Reichszentrale zu erreichen. Die Art, wie diese Abgesandten ihre Zungen quetschten, die Stimmbänder aufbliesen, um die Empörung ihres fernen Dorfes in der fremden Mundart — nämlich auf deutsch — auszudrücken, war pittoresk; sie durchsäftete, durchwühlte die sonst so phrasenplatte Sprache, daß sie Goethescher und Schillerischer klang als aus jeder patentiert deutschen Kehle. Es war ein herrliches Theater, Aufruhr und Wärme, der Kabinettschef zitternd wie ein Kandidat, rhetorische Volksflaggen um ihn, die in allen Farben flatterten und von ihnen zugedeckt der Leichnam des Reichsgedankens . . .

. . . Draußen aber schritt Emanuel Edler von Singer, genannt Mendel, wie sein ehrwürdiger und ruhiger Bruder, der Dolomitengipfel, fürbaß, nahm den lodernden Lärm, der jetzt schon vier Jahrzehnte lang sein Ohr umbrauste, nicht zur Kenntnis und verschrieb, wie seit eh und je, in schmackhafter Anekdotenhülle und Jargonpackung die Pillen: „Ruh' geben! Verständigen! Ausgleichen! Nachgeben!" Oh, er war, hatte ihn der alte Kaiser gleich selten gesehen — man sagte sogar: ein einziges Mal, nämlich gelegentlich der Dankaudienz nach Singers Adelserhebung, die das Werk der Wahlreform krönte —, ganz ein Mann nach Franz Josephs Herzen; er wußte, daß der streitbaren, gutmütigen Familie Oesterreich bloß der Ausgleichsonkel fehlte, der in den Lärm hinein eine gute Anekdote vom Stapel ließ: „Das erinnert mich an Sami Krotoschiner aus Bjalystok . . ." und damit die Gemüter beschwichtigte. Sein jüdischer Familiensinn war der Born unschätzbarer schwarzgelber Staatsräson, darin bestehend, jedem einzelnen, dem es doch offensichtlich nur auf das Bewußtsein der Gleichgeschätztheit und Ebenbürtigkeit ankam, dieses Hochgefühl durch eine dargereichte Ministerhand, eine Kaiseraudienz, eine kordiale Ehrung zu verschaffen.

Er also kannte, wie Figura zeigt, und war gekannt. Der biedere, urwüchsige, die Vätersprache nicht verleugnende Mann fand bei den hohen und höchsten Personen des Staates Anklang. Sie ergötzten sich an seiner Rede, erhorchten in ihm das Urherz des düsteren Zeitungsgemauschels — so beruhigend harmlos und nüchtern! —; ja, sie brauchten ihn zum Schluß wie als Schlüssel. Aussprüche wie die: „Ich kenne in der Publizistik der Residenz zwei Kategorien: die einen chappen (d. i. nehmen Geld) und die anderen kenn' ich nicht" oder „Wer gibt, hat Ruh'" oder „Ich pflege mich mit meinem seligen Bruder am Grabhügel auszusprechen. Und so sind wir das letztemal verblieben, es sollen uns alle . . ." oder: „Die Völker bedürfen eines Ausgleichers", würzten die politische Luft und verschafften dem Mann, der seiner vielen Beziehungen wegen von seinem Bruder, dem Zeitungschef, zum Parlamentsberichterstatter ausersehen war (und es darin

zum Beinamen „Der Nestor" brachte), die Freundschaft hochmögender Herren. Er wurde der Jagdfreund des Fürsten Fürstenberg. Die Salvators tätschelten ihm die Schulter. Graf Clam Martinitz, einer der letzten Ministerpräsidenten Oesterreichs, rief ihn vor jeder wichtigen Konferenz an. Mendel Singer, wiewohl keiner anderen Weisheit fähig als jeder Leser und Abonnent, der das Auge offen und die Zunge nicht im Zaum hat, arrivierte vom „kaiserlichen Rat" — als der er von den Pustertalbauern, bei denen er allsommerlich weilte, schon wegen der unerforschlichen Verwandtschaft seines Dialekts mit dem ihren hoch geehrt war — zum ministeriellen Berater. Es lag Sinn in dem Witze. Ließ sich der Journalismus von den hochtrabenden Wichtigkeiten, die ihm aus Ministerialzimmern und Hofkanzleien zuflossen, beschummeln und gab sie noch weihevoller zurück, so hinterbrachte hier eines seiner ahnungslosen enfants terribles, angetan mit dem vollen Ornat der Eingeweihtheit, die Eindrücke seines Hausverstandes als Information und Belehrung. Und die Pustertalbauern behielten recht: Mendel regierte Oesterreich.

Es geschah also die Merkwürdigkeit, daß der Staat seine Presse, die ihn an Geheimnistuerei übertraf, für wissender hielt als sich selber; daß er bei der Menge abgetönter Kompetenzen, die voneinander nicht wußten, der raunenden und raschelnden Machinationen, die vom Hof, der Gesellschaft, der Geistlichkeit und aus den Amts- und Militärkanzleien ihren Ausgang nahmen, am Schluß sich bei den von ihm Informierten Rat holte. Mendel Singer durfte ein Jahrzehnt lang dem Lever des Grafen Stürgkh beiwohnen. Er war Zeuge von dessen Morgentoilette. Man hätte annehmen können, der Minister ruhe sich bei dem Geplätscher von Mendel Singers Rede aus. Nein. Er arbeitete da. Er lauschte angespannt.

Viele Ministerpräsidentenschicksale Oesterreichs hat Mendel Singer also begleitet. Mendel ist Frühaufsteher. Machte einem neuen Mann diese Gewohnheit Sorge, so beschwichtigte ihn der alte Berichterstatter: „Was Sie sich waschen, Exzellenz, informiere ich Sie." Diese Worte „informieren, Information", dem Gralsritus der Zeitung entlehnt, blieben seines Lebens Pulsschlag. Er wußte nichts, er versinnbildlichte es bloß treffend. Aber diese Eignung machte ihn zu einem der einflußreichsten Männer der Monarchie; sie läßt ihn heute noch, wo Türsteher und Lakaien im Besitz der einstigen Würde sind, als den gleichen Hüter verborgenen Geschichtssinns durch die Säulengänge des Parlaments wandeln wie zu der Zeit der Nationalitätenzwiste, als er, am Arm zweier Führer den Dachstein hinankeuchend, einem Prager Zeitungsmann, der oben in Frieden sein Glas Milch einnahm, die vorwurfsvollen Worte zurief: „Was treibt's Ihr in Böhmen?!"

Antonio Pollajuolo, Kampf der Gladiatoren. Kupferstich (Versteigerung C. G. Boerner, Leipzig)

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Die sensationellen Preisresultate der *Michelham-Auktion* sind inzwischen durch die Weltpresse verbreitet worden. An einem der Auktionstage wurden allein 431 926 £ erzielt, davon über 420 000 £ für 15 Bilder. Die genauen Einzelpreise für die einzelnen Nummern darf das Auktionshaus, einem Wunsch der Witwe Lord Michelhams folgend, nicht bekanntgeben. Der hier benutzte Bericht der „Times" geht aber ziemlich auf die wichtigsten Einzelheiten ein. Der Hauptpreis fiel auf Thomas Lawrences Kinderporträt „Pinkie", Lord Michelham hatte 60 000 £ für das Bild bezahlt. Die Gebote fingen mit 10 000 Guin. an, mit 74 000 G. fiel das Bild der Kunsthandelsfirma Duveen Brothers zu, die es wahrscheinlich für Amerika gekauft hat. Der Preis für das Kinderbild dürfte der höchste Preis sein, der überhaupt je bei einer Auktion für ein Bild bezahlt worden ist, und ist noch höher als der, den Christies im letzten Juli für den Romney erzielt hatten. Lawrences „Pinkie" war zum erstenmal 1795 in der Royal Academy ausgestellt worden, zuletzt wieder 1907 und 1908. Sehr gut bezahlt wurden auch fünf Romneys von vorzüglicher Qualität. Das berühmte Porträt von Anne Lady de la Pole ist 1786 gemalt worden. Romney erhielt dafür damals 80 Guinees. 1913 brachte dasselbe Bild bei Christies 39 400 Guin. Jetzt wurde es mit 44 000 Guin. der berühmten Gemäldehandlung Thomas Agnew & Sons zugeschlagen. Das Porträt der Lady Hamilton als „Ambassadress" kaufte Captain J. Cohen für 40 000 Guin. Für das 1786 gemalte Porträt der Lady Elisabeth Forbes hatte Romney 25 Guin. bekommen. Es fiel für 24 000 Guin. an Duveens. Die Romney nur zugeschriebene Gruppe der drei Kinder des Captain Little brachte 21 000 Guin. Zwei Gainsboroughs, ein etwa 1782 gemaltes Porträt der Miss Tatton und das Porträt eines 4—5jährigen Jungen, stiegen auf je 44 000 Guin. Das Damenporträt kaufte Duveen, das Kinderbild Captain Cohen.

Dann folgten drei Hoppners: Das Porträt der Lady Louise Manners, das 1901 bei Robinson & Fishers 14 050 Guin. gebracht hatte, erstand jetzt Wiedmann für 18 000 Guin., das lebensgroße Porträt der Mrs. Jerningham, späteren Lady Stafford, als „Hebe" kaufte 1902 Mr. Charles Wertheimer privat aus der Sammlung der Lords Stafford schon zu einem hohen Preis. Jetzt stieg es auf 7000 Guin. Das Bild der zwei Kinder von John Bowden, seinerzeit Gouverneur der Bank of England, brachte 11 000 Guin. Von zwei Bildern Raeburns hat das Porträt der Mrs. Robertson Williamson schon 1911 bei Christies mit 22 300 Guin. einen Auktionsrekord aufgestellt, während es jetzt für 23 500 Guin. an die Händlerfirma der Messrs. Knoedler ging. Zwei zusammengehörige Stücke aus dem Jahre 1748, „La pipée aux Oiseaux" und „La Fontaine d'Amour", ursprünglich aus der Sammlung Lord Tweedmouths, erstand Captain Cohen für 45 000 Guin.

Der letzte Tag der Michelham-Auktion war im Vergleich zu den beiden vorhergegangenen Tagen sehr zahm, an denen eine ganze Reihe zu spät Gekommener nach Beginn der Auktion nicht einmal mehr ins Haus kamen. Unter den 370 Stücken, die während des Nachmittags zum Angebot kamen, befanden sich ein paar gute Möbel, Textilien usw., aber in der Hauptsache war es doch das Ameublement eines großen Hauses, Flügel, Möbel, Teppiche usw. Von wirklich bedeutendem Interesse nur ein Stück, ein zwölfteiliger, chinesischer Wandschirm, aus der Kanghsi-Periode. Der Käufer, Mr. Amor, bezahlte 780 Guin. Er erwarb noch einige andere Stücke, darunter ein Paar ungewöhnlich schöne Adam-Mahagoni-Stühle, mit Holzsitz und ovalem Rücken, die 62 Guin. brachten. Der schöne Flügel mit einer Szene aus „Lohengrin" von Paul Fuette brachte 320 Guin. Das Gesamtresultat dieses Tages betrug 10 000 £.

Sehr bedeutende Preise erzielten auch einige seltene englische Bücher. Ein Exemplar der seltenen Original-Ausgabe der ersten Auflage von Kiplings erstem Werk „Schoolboy Lyrics" brachte im November bei einer Auktion in den American Art Galleries in New York 3350 Doll. Die in diesem Bande enthaltenen Gedichte schrieb Kipling während der Zeit, als er in England die Schule besuchte. Seine Eltern ließen die Verse 1881 in Indien drucken. Es wurden nur 50 Exemplare herausgebracht. Das in New York verkaufte Exemplar gehört zu den ganz wenigen dieser kleinen Auflage, die in weißen Umschlägen erschienen.

Zwei bibliographische Entdeckungen fanden sich in der zweitägigen Auktion, die am 16. und 17. Dezember bei Messrs. Hodgson stattfand. Die erste, die aus der Bibliothek des verstorbenen Mr. Walter Herries stammt, ist ein Exemplar des seltenen „Mr. Nightingales Diary" von Dickens, 1851. Bisher waren nur drei andere Exemplare dieses Buches bekannt — eines im South Kensington Museum— das Augustin-Dale-Exemplar, das von R. Holsey, New York, erworben wurde, und ein drittes Exemplar in einer amerikanischen Privatsammlung. Die zweite Entdeckung ist die Erstausgabe „Book for boys and girls" von 1686. Dies Buch ist noch seltener als Bunyans Meisterwerk „The Pilgrims Progress". Das einzige weitere bekannte Exemplar dieser Erstausgabe ist das im British Museum befindliche, von dem das vorliegende Exemplar jedoch in ein paar kleinen typographischen Einzelheiten abweicht. So enthält das hier zum Verkauf gekommene Exemplar zwei Druckfehler in Seitenbezeichnungen, die in dem Exemplar des B. M. richtiggestellt sind. Messrs. Hodgson schließen ihre bibliographische Anmerkung mit der typisch englischen Formulierung, daß, „wer könne, entscheiden möge, welches, falls überhaupt eines, früheren Ursprungs ist". Das Exemplar stammt aus anonymer Quelle.

Rein an den Preisen, die bei diesen englischen Auktionen erzielt wurden, gemessen, wären die deutschen Kunstauktionen überhaupt nicht nennenswert. Aber

schließlich ist der Wert der Bücher und Bilder nicht an ihrem Preis erkennbar, und die in Frage kommende Bevölkerung des englischen Sprach- und Kulturkreises ist eben nur zahlungsfähiger als das Publikum der deutschen und auch der französischen Auktionen. Hochwertige Graphik hat in Deutschland jedenfalls einen internationalen Markt gefunden. Ueber die Boerner-Auktion wurde bereits berichtet, während heute von der *Versteigerung bei Hollstein & Puppel* das Wichtigste mitgeteilt sei. Debucourts „Promenade Publique", in Farben gedruckt, mit breitem Rand, prachtvoll erhalten, erzielte 7000 Mark. Die berühmte Serie von Freudenbergers Kupfern „Pour servir a l'Histoire des Moers et du Costume" brachte 3350 Mark. Die zweite Hauptreihe dieses Werks mit den Stichen von Moreau d. J. brachte 6400 Mark. Zwei schöne Gouachen von Lavreince stiegen auf 8000 Mark.

Von internationaler Bedeutung war auch, wie zu erwarten war, die erste Versteigerung aus dem *Heyer-Nachlaß bei Henrici.* Das Gesamtergebnis betrug 175 000 Mark. Sehr billig kaufte Baron Vietinghoff J. S. Bachs eigenhändige Lautenpartita für 2700 Mark, Olschki erwarb das Manuskript des Präludiums und der Fuge h-moll für Orgel von Bach für 14 600 Mark. Von Beethoven kaufte ein früher nicht hervorgetretener Schweizer Händler wohl im Auftrag für einen sonst schon lange zurückhaltenden Sammler die musikalischen Skizzenblätter für 3650 Mark, das Manuskript der Klaviersonate Fis-dur op. 78 für 15 000 Mark, die Posaunenstimmen zur 9. Sinfonie (10 000 Mark), einen zwölf Seiten langen Brief (2900 Mark) und eine Eingabe an das Wiener Gericht in Sachen seines Neffen Carl (6400 Mark); das Conversationsheft von 1825 für 6550 Mark. Chopins Niederschrift der zwei Polonaisen op. 40 für 2850 Mark, sein Impromptu No. 3 Ges-dur für 1350 Mark gingen nach Amerika. Friedrichs des Großen Musikmanuskript Solo per il Flauto di Federico kostete 2000 Mark, Liszts Hugenotten-Fantasie nur 560 Mark. Ueberraschend war der Preis von 8400 Mark für Mendelssohn-Bartholdys Handschrift der Hebriden-Ouvertüre; niedrig dagegen wieder der Preis von 2500 Mark für Mozarts Marsch für Orchester C-dur (6 Seiten). Briefe von ihm kosteten jeder fast ebensoviel. Schuberts Manuskript „Mirjams Siegesgesang" erreichte 5000 Mark, Robert Schumanns 1. Symphonie (B-dur, op. 38) 8800 Mark, Smetanas Ouvertüre zur Oper „Die verkaufte Braut" 2000 Mark. Die Wagner-Manuskripte blieben unverkauft.

Mit diesen nach unseren Maßstäben doch ganz respektablen Preisen, die für eigenhändige Musikmanuskripte der größten Meister der letzten Jahrhunderte gezahlt wurden, muß man den Preis von 28 000 $, also von 117 600 Mark, vergleichen, den im November der amerikanische Antiquar Rosenbach in den Anderson Galleries, New York, für ein nur eine Seite langes Folio-Dokument von Buston Gwinnett, signiert und datiert am 9. Oktober 1774, gezahlt hat. Briefe und Dokumente von Gwinnett gehören zu den seltensten amerikanischen Autographen. Ihre Wertschätzung beruht darauf, daß Gwinnett zu den Unterzeichnern der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung gehörte. Der Stolz jeder amerikanischen Autographensammlung sind die kurz „signers" genannten Unterzeichner jener Unabhängigkeitserklärung, die als konstitutives Dokument der U. S. A. gilt. Fast alle Sammlungen sind unvollständig, und das „missing link" ist meist Gwinnett, der schon 1777 in einem Duell fiel, nachdem er 1776 für Georgia in den Kongreß gewählt worden war und an den Rebellionskämpfen gegen die Engländer teilgenommen hatte. Von Gwinnett sind etwa 20 Autographen bekannt. Im Jahre 1925 wurden für ein Autogramm von ihm 14 000 $ in Philadelphia, im Januar dieses Jahres in New York 22 500 $ gezahlt. Der jetzt gezahlte Preis von 28 000 $ dürfte der höchste Preis sein, der überhaupt für ein Autogramm auf einer Auktion je bezahlt worden ist.

Aus: A. O. Exquemelin, Die amerikanischen Seeräuber

BÜCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

DER WELTKREIS. Verlag der Philosophischen Akademie, Erlangen. 1. Bd. *SIGMUND V. HERBERSTEIN, Moscovia.* 2. Bd. *BUSBECK, Vier Briefe aus der Türkei.* 3. Bd. *A. O. EXQUEMELIN, Die amerikanischen Seeräuber.*

Der Plan dieser mit besonderem Geschick angelegten Sammlung ist, Fahrten über die Erde aus früherer Zeit zugänglich zu machen, wobei nicht romantische Ausschweifung, also richtiger das romanhafte, als vielmehr das gestaltende Element der wesentlichen Erfassung der Fremde für die Auswahl der Texte ausschlaggebend sein soll. Der stümperhaften Schwätzerei der modernen Acht-Tage-Reisenden mögen die Quellen begegnen, aus denen frühere Jahrhunderte An-

Hamburg, Kunsthalle

Caspar David Friedrich, Hafen von Greifswald

Galerie Flechtheim

Elie Lascaux, Hafen

Photo Binder

Die Kammersängerin Blatzheim in einem Mantel von Perlsusliki (russische Feldratte)

Wide World Photo

Der Weltmeister im Stabhochsprung Charles Hoff — Berufstänzer in Los Angeles

Der Haushofmeister. Assyrisches Relief

Tanzgirls. Aquarell von Sidney Hunt

Graphic Photo Union

Aus der „Prozession der Richter“ in London (von Westminster Abbey zum House of Lords)

Daily Mirror Photo

Veteranen eines aussterbenden Gewerbes (Londoner Hansomkutscher)

schauung und Vorstellung schöpften. Die erschienenen Bände sind vorzüglich übersetzt, eingeleitet und ausgestattet.

Die Moscovia von 1549 ist einem Bericht Herbersteins, der als Botschafter des Kaisers Maximilian nach Moskau kam, zu verdanken. — Ebenfalls aus Botschaftsberichten hervorgegangen sind die Briefe Busbecks aus Konstantinopel, der übrigens so auch einer der Begründer der Wiener orientalischen und humanistischen Sammlungen wurde. Am interessantesten ist das berühmte, aber wegen seiner Seltenheit kaum gekannte Flibustierbuch des Exquemelin. Die Welt des Flibustierordens ist die letzte Steigerung im Leben der Raubmenschen in den fernen Kolonien. Die gesamte Seeräuberliteratur der späteren Jahrhunderte geht von den Themen dieser wüsten und blutigen, aber eben auch blutgespeisten Aufzeichnungen aus. *A. B.*

FRANK HARRIS, Mein Leben. S. Fischer Verlag.

Obwohl man in Amerika und England der Meinung ist, daß Harris immer eine Methode hat, die Erlebnisse von andern geschickt zu beschreiben, so sind seine Lebensbekenntnisse doch ein selten gutes Buch. Auf 547 Seiten bekämpft er die protestantische Kultur und möchte gerne römisch-katholisch beten, ist aber zu sehr Individualist und weiß zu viel Gutes über sich, um wirklich beten zu können. Shaw sagte einmal zu Harris: „Es gibt keinen so guten Menschen, der aufrichtig über sich selbst schreiben könnte." Harris versuchte es und hat ein tiefschürfendes Nachschlagebuch über die europäisch-amerikanische Kultur der letzten sechzig Jahre sehr klug zusammengestellt. *E. Sz.*

F. H. Jacobis Schriften. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben von *LEO MATHIAS.* Verlag Die Schmiede, Berlin.

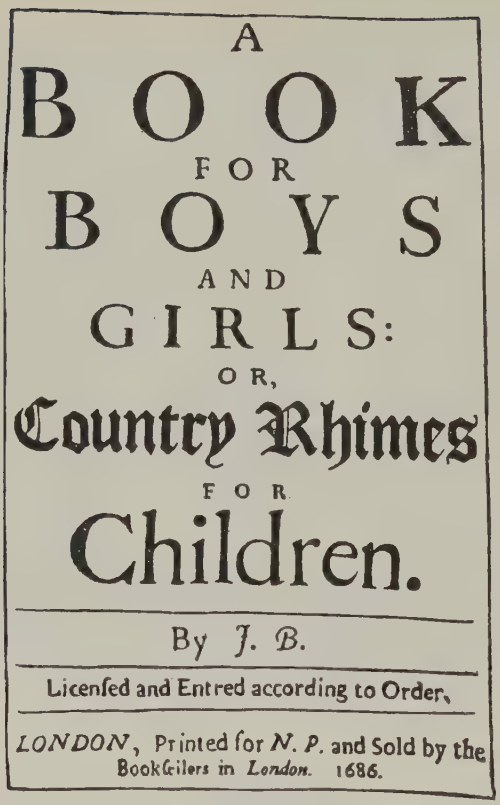
Das besondere Verdienst dieser Auswahl ist, daß Mathias hier die Meinung widerlegt, F. H. Jacobis Persönlichkeit habe sich in Polemik erschöpft und zum erstenmal ohne brevierartige Zerstückelung in seiner systematischen Anthologie das Geschlossensein von Jacobis Vorstellungswelt darzutun versucht. Vielleicht ist an Jacobis Lehre außer seiner Gegnerschaft gegen alle Aufklärerei nichts so wichtig für uns als seine Lehre vom Genie. Aber für alles, was er schreibt, gilt sein eigenes selbsterkennerisches Wort: „Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es." *A. B.*

GOTTFRIED BENN, Spaltung, Neue Gedichte. Alfred Richard Meyer, Verlag, Berlin.

Diese Verse sind keine beliebige Mischung von Einst und Jetzt, nicht Willkürbastarde, sondern Wesensgeschöpfe eines synthetischen Analytikers, chemische Neuverbindungen aufgelöster Fermente eines zerspaltenen Seins. Der wunderbare Rhythmus spült in einem einzigen großen Strom Dinge und Begriffe des mythischen Urbeginns und des technischen Morgen dahin, als Elemente im Blut eines prometheischen Umfassers. Benn, der einzige niveaugleiche Gegenspieler zu Stephan George, verhält sich zu ihm wie die bewegt gewundene Säule des Barock gegen die dorische anmutige Gerade. Der letzte Schildhalter der Antike begegnet dem ersten wirklich fremden Geschöpf. *A. B.*

MAX BAUER, Liebesleben in deutscher Vergangenheit. Mit Abbildungen nach alten Meistern. Verlag Dr. Paul Langenscheidt, Berlin.

In den vorliegenden Kultur- und Sittengeschichten wird das deutsche Jagdgebiet des Eros meist nur flüchtig gestreift oder ganz übergangen. Die umfassende Darstellung Bauers, der das in schwer zugänglichen Urkunden und Quellenwerken zerstreute Material hier zusammenfaßt, gibt ein vortreffliches Bild unserer Ahnen


A
BOOK
FOR
BOYS
AND
GIRLS:
OR,
Country Rhimes
FOR
Children.
By J. B.
Licenſed and Entred according to Order,
LONDON, Printed for N. P. and Sold by the Bookſellers in London. 1686.

Das einzige im Handel befindliche Exemplar von J. Bunyans „Book for boys and girls" (ein zweites im Britischen Museum) wurde im Dez. bei Mssrs. Hodgson, London, für 42 000 Mark versteigert.

in ihrer Moral und Zügellosigkeit, in Dorf und Stadt, Ritterburg und Landstraße, im Kloster und bei Hofe. Bauer berichtet von Werbung, Hochzeit, ehelichem und außerehelichem Brauch, von Frauenhäusern und fahrendem Volke. Würden die Berichte nicht durch einen sehr gut dem Text eingefügten Bilderteil zeitlich um einige Jahrhunderte zurückverweisen, so tauchten vor den Augen des Lesers immer wieder die Bilder des deutschen Erotikers von heute auf, wie ihn George Grosz darstellt. Der Weg vom alten Germanen zum Groszschen Pappi ist klar und gerade, und es verlohnt sich, ihn an Hand des Bauerschen Werkes durch zwei Jahrtausende zurückzuverfolgen. Denn: „Nur wer die Vergangenheit kennt, wird die Gegenwart begreifen", ist der zweckmäßige Anfangssatz dieses nicht nur für Kulturhistoriker geschriebenen Buches.

Draco.

PAUL LANGENSCHEIDT, Lebenskunst. Aus drei Jahrtausenden Weltweisheit. Verlag Dr. Paul Langenscheidt, Berlin.

Langenscheidt hat seinem Buch ein Verzeichnis der Kronzeugen angefügt, auf deren Erfahrungen er sich beruft, wenn er das Fazit seines eigenen reichen Lebens zieht. Dieses Verzeichnis geht von Abraham a Santa-Clara bis Arnold Zweig. Zwischen der alphabetisch bedingten Grenze tummelt sich alles herum, was in drei Jahrtausenden mitzureden hatte, von Herodot bis Roda Roda, von Euripides bis Sudermann, von Homer bis Fedor von Zobeltitz, von Horaz bis Dehmel, von Cicero bis Wilhelm II. und von Aristophanes bis Bernard Shaw. Nie wird dieses Buch eines lebenserfahrenen Mentors langweilig oder doktrinär und will auch nicht irgendwelche guten Lehrsätze und Methoden zur Geltung bringen. Es zeigt klar und sachlich das Leben, wie es nun einmal wirklich ist und berichtet, was historische und erdichtete Prominente angestellt haben, um mit ihm fertig zu werden. Der von magerer Kasse enttäuschte Geldschrankknacker, der seinem insolventen Opfer die Spesenrechnung zurückläßt, wird mit derselben Wichtigkeit behandelt wie der abgesetzte Monarch auf dem Weg zum Schafott. Langenscheidt hat Beispiele für alle erdenklichen Lebenslagen gefunden, und man schwankt, was man mehr bewundern soll: Die Fülle an Wissen und Material, die dieses Buch auszeichnet, oder die Unmenge der Variationen, in denen sich das Leben zu offenbaren beliebt, um den Lebenskünstler herauszufordern. *Draco.*

Siegfried Jacobsohn mit seinem Sohn Peter am Strande von Kampen-Sylt

MARGINALIEN

Siegfried Jacobsohn †

Von *H. v. Wedderkop*

Den ersten persönlichen Eindruck von ihm hatte ich am Meer, inmitten einer übernatürlich blonden Rasse — damals waren es Schweden, später bevorzugte er Friesen, bei denen er vielleicht ein noch helleres Blond entdeckt hatte. Arier schlechthin genügten ihm nicht, sie mußten auch blond sein und natürlich dem Meere anwohnen.

Damals — vor mehr als 20 Jahren, war Jacobsohn auf der Höhe. Er war sehr klein, hatte eine sehr dicke, große Nase, schwarzen Urwald auf dem Kopf und eine Art losen, wehenden Affenpelz um das Gesicht herum. Ich fühlte mich von Anfang an zu ihm hingezogen, er schien mir und meinem schon damals bewährten Instinkt selten echt und mätzchenlos. Damals bestanden noch Fehden literarischer Art in Berlin, die heute in gesellschaftlicher Tünche leicht erstickt werden. Das war ein grimmer Kämpe — Siegfried: wenn etwas, so hatte er d a s wenigstens mit den kampflustigsten Ariern gemeinsam. Klein und behende, wie er war — so schrieb er auch, beweglich, prellte plötzlich vor, stach zu und zurück. Er war etwas für unscheinbare Blätter, solche, die man — die meisten insgeheim, wenige auch offen und bewußt — bevorzugt. Das war die „Welt am Montag", die damals nicht so vornehm aufgezogen war wie

heute, sondern mehr mörderisch und dunkel gehalten war. Ich gratuliere dem Blatt nachträglich, daß es Siegfried entdeckt, bzw. ihn bekannt gemacht hat.

In Schweden wurde der Grundstein unserer Freundschaft — wenn ich das so nennen darf — oder, was ich bestimmt sagen darf — unserer gegenseitigen Sympathie gelegt. Was ich an ihm liebte, war außer dieser wundervollen Echtheit seine erlesene und über jeden Zweifel erhabene Anständigkeit: es war ein Mensch, dem man trauen konnte, ein zuverlässiger, kameradschaftlicher, ein wirklich netter Mensch, der durchhielt. So weit sein Charakter und sein äußeres Bild.

Darüber hinaus war er wertvoll durch zwei ihm angeborene und tief in ihm „verankerte" Eigenschaften: seinen ausgezeichneten Geschmack und seinen Humor, eigentlich ja eine Bedingung für einen, der sein Volk durch eine Zeitschrift bilden will, jedoch in diesen Kreisen nicht immer anzutreffen. Die erstere Eigenschaft befähigte ihn, das Gute herauszuholen und zu betonen und das infolge der bei uns grassierenden Ueberproduktion und Kritiklosigkeit reichlich vorhandene Minderwertige, Verlogene, Schäbige, also den Sechser-Expressionismus, die falschen Romanciers im modernen Gewand, alle Spielarten des Jämmerlichen aus unserer glorreichen, jüngst vergangenen Sturm- und vor allem Drangperiode — all dies auch wirklich als minderwertig zu erkennen. Was seinen Humor anbelangt, so war er Hecht im Karpfenteich. Er war sich darüber einig, daß kein Volk der Welt so tüchtig war im Rohstoffproduzieren, daß die Materie auf der Straße lag — und alle unsere Dichter an diesem Reichtum vorübergingen oder ihn ernst nahmen und ihn ernsthaft einteilten. Auf solche Weise entdeckte er Ringelnatz, Marzellus Schiffer und die wenigen, die es sonst noch gibt.

Ich habe ihn als einen selten echten Menschen sehr gern gehabt und freute mich seines Wohlwollens. Er war bei aller Einfachheit ein großer Genüßling, genoß sein Phäakeneiland, sein Bauernhaus darauf, und sang Heissa, wenn die Herbststürme es im Innersten erschüttern machten — bei Grog und guter Bauernkost. Still nahm ihn sein Gott und schmerzlos aus seiner Friesenwelt heraus — fast hat man den Eindruck, daß er sich doch etwas zu weit mit diesem Volk eingelassen hatte, daß ihm dies verübelt wurde, falls es so etwas gibt wie eine Nemesis. Wenngleich seiner Friesenliebe keineswegs etwa ein irgendwie gearteter Antisemitismus auf der anderen Seite entsprach.

Diesen und seine Friesenliebe hin und her: es war ein ganzer Mensch, der liebte, was echt und haßte, was unecht war.

Dorothea Angermann. In der Parkettloge I, links (Wien, Theater in der Josefsstadt) sitzt, von den Stürmen der Deflation ungebeugt, wenngleich ermüdet, mit Augen, die aus einem verstörten Bauch kommen und einem Mund, der von langer Beißgewohnheit schlapp hängt, der Hausherr: Castiglioni.

In der Parkettloge I, rechts, ihm grad gegenüber, daß sie miteinander kokettieren können und die Kunst in jeder Minute weiß, wie das Kapital auf sie zu sprechen ist: Gerhart Hauptmann.

Man würde sagen: dieser Rektor scheint ein guter Mann zu sein; er hat

gewiß hervorragende pädagogische Schriften verfaßt. Schade, daß er dem Goethe so ähnlich sieht!

Doch in jedem Fall: ein solcher Kopf muß Werke wirken. Findet er Erfolg, kommt es auf ihre Rechnung.

*

Es ist keineswegs gleichgültig, wie ein Dichter ausschaut.

Stell' dir vor, es käme nach dem zweiten Akt, vom Beifall gerufen, ein kleiner, schmaler, blaßwangig-bebrillter Herr heraus, mit Zügen, die im Scheinwerferlicht in ein Passanten-Nichts zerrinnen.

Man blickte, hätte genug, ließe ihn ziehen.

Aber nun erscheint ein Haupt. Nachruhm in Fleischesgegenwart! Majestät in Greifbarkeit!

Da tobt das Volk, es will sehen, sehen, die Ferne zu sich ziehen, kommt nicht zur Ruhe.

Der Dichter ist in diesem Augenblick gerührt. Doch gerade jetzt empfind' ich Mitleid für ihn, den Getäuschten, Kindischen.

Hat er nicht in Kerrs bitterbösem, kommerzienratsstrengem Antlitz gelesen? Ahnt er nicht, daß und mit wem das schöne Mädchen vor mir im dramatischsten Augenblick rangaufwärts Blicke tauschte? Entging es ihm, wie Herr Josef Chapiro, Reisender in Ruhm und Ingenium —, derselbige, von dem mein Vers sagt:

„Gern lausch ich, wenn die Rede geht
Von einer guten Goethered,
Doch was geht mich das Gemecker an
Von Chapiro, Hauptmanns Eckermann?"

— wie er, jetzt dem lieben Bartgnom Tristan Bernard zur Seite, den Blick über die literarischen Heerscharen im Parkett schweifen läßt, ob sie seinen Konnexionen noch parieren?

Ganz sicher — er weiß nichts. Macht sich noch an Castiglionis Gästetisch blauen, poetischen Dunst vor. Glaubt, daß man dem Dichter lauscht.

*

Dem Dichter?

Tönt aus dem naturalistischen Grammophon, das die Sätze zusammenschmuddelt:

„Nun aber Kopf hoch, Hubertchen!"
„Heut hamwa Kalbsbraten..."
„Wer da mal hineingesehen hat..."
„Als Mutter starb, blieben 50 000 Mark..."
„Huch, draußen is 'n Wetter..."

und wenn's hoch geht:

„In Nacht und Sturm, in Sturm und Schnee, etwas ganz dicht, ganz nah zu fühlen, etwas wie das greifbare Walten einer Vorsehung" — ein einziger Dichtungston?

Seht, das ist das Seltsame am Fall Hauptmann: es kommt gar nicht darauf an. Diesen Mann, der sein Ansehen dem in ihm als Naturform zur Welt gekommenen Kompromiß zwischen Gefühl und Schablone, Wahrheit und Druckletter dankt, dessen Werke immer bimorphe Gebilde aus Erde und Kleister waren, hat nie sein Wort dazu gemacht, sondern die Unarriviertheit seines Gemütes.

*

Dorothea, blutvolles, triebwarmes Geschöpf aus Rudolf Herzogs Moral-Welt, wird durch einen Proletarier geweckt. (Auf dem Geflügeldach.)

Die Beglückung war dem Wunsche kongenial; wo gibt es derlei zwischen bürgerlichen Stubenwänden, unter Pastoren, Professoren, Fabrikanten?

Dorotheas Schicksal ist entschieden. Wär' — und das ist die Tragödie — der blutsverwandte, überbürgerliche Wecker ein sozial und geistig einwandfreies Geschöpf; alles ginge gut aus. Aber diese Kerle gedeihen in der Regel nur drüben, in der andern Klasse. Dorothea bezahlt die Lust mit ewiger Entwürdigung, geht an dem Zwiespalt zugrunde.

*

Wie revolutionär gefühlt!

... Und wie unrevolutionär gestaltet!

Fast nämlich empfand ich vor Tristan Bernard ein Schamgefühl, wie diese in Worten für ihn unverständliche deutsche Welt des Stückes in Bildern auf ihn wirken müsse: wie trostlos, boshaft, inhuman, zuchthäuslerisch, grau, power und — dabei achtunggebietend! Daß sie in ihrer Art recht hat und behält, als sei sie selber Natur!

Hier seht ihr Hauptmanns eigenes Schicksal:

Er selber nämlich — wenn ich ein Geheimnis verraten darf — war's, der einmal auf dem Geflügeldach vergewaltigt wurde; nennen wir die Partnerin: Muse. Ein regelrechtes, schlesisches Geflügeldach, eine regelrechte Notzucht.

Es war die proletarische Muse natürlich.

Oh, sie ist schön, aber sie zieht einen hinab. Was soll man mit ihr zwischen Bürgermauern, auf der Ruhmesleiter beginnen?

Wär sie nobler gewesen, Hauptmann trüge nicht bloß den Goethekopf, er wäre Goethe. (Oder vielleicht nur Rektor.)

Aber sintemalen sie so ordinär war, befreit er sich von dem schrecklichen Schicksal, immer wieder in die Tiefen hinabsehen, immer wieder fühlen zu müssen, durch eine Gestaltung, die der Bürgerlichkeit den Tribut zahlen muß, nie ganz Dichtung zu sein, das heißt: kein reines Wort zu finden.

(Doch wird er sich heut' nicht zu weh dabei tun. Es gibt auch Großunternehmer des Mitleids). *Anton Kuh.*

*

Zwei Größen Frankreichs trafen hier ein, wurden von unserem Freund Andreas Deutsch (André Germain) vorgeführt: Paul Valéry und der mehrfach erwähnte Tristan Bernard. Diesem Paar würden bei uns etwa entsprechen Stefan George und Gustav Kadelburg. *W. H.*

MARCEL PROUST

ZWEITER ROMAN

IM SCHATTEN DER JUNGEN MÄDCHEN

ÜBERSETZT VON W. BENJAMIN UND FRANZ HESSEL

Broschiert . . . . Mark 9.—
Ganzleinen . . . Mark 12.—

Durch dieses Werk, das mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnet wurde, erlangte Proust europäische Berühmtheit.

Proust erlebt hier seine erste Geliebte und mit ihr das Erwachen seiner Männlichkeit. In dem Salon der Weltdame Odette begegnet er zum ersten Male der großen Gesellschaft, die er mit der Meisterschaft Balzac's schildert.

Ein herrliches Werk, das ich mehr liebe als irgendeine andere neue Dichterbekanntschaft des letzten Jahrzehnts, ist das Werk von Marcel Proust.

Herm. Hesse im Berl. Tagebl.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

VERLAG DIE SCHMIEDE

BERLIN W 35

Wedderkops Flat war voll wie eine Sardinenbüchse mit sehr schönen Frauen, haute banque, Boxern, Hochadel, Schauspielern, Dichtern, Malern, Politikern und Ministersöhnen, alles Mitarbeiter des Querschnitt.

Es gab Tee und Butterbrote mit Schinken. Dazu ein Kabarett, Künstler aus den „Hetären-Gesprächen", u. a. dazu André Germain, der Verse der Komtesse de Noailles vorlas, dazu die Boxmeister Schmeling, Gerron und Szittya, die Alfred Flechtheim auf das Podium trugen, damit er gegen den Import französischer Literatur und französischer Bilder wettere und zum feucht-fröhlichen Krieg auffordere, dazu Tilla Durieux, deren eigenartiger Charme die an kulinarische Genüsse gewöhnte Zuhörerschaft zur höchsten Begeisterung hinriß, dazu die Palfi, die das Lied vom Tod des schönen Alfred sang, dazu vor allem Dotz Sohn-Rethel, der Enkel und Sohn aller Düsseldorfer Sohns und Rethels, dessen D-Zug-W. C.-Imitation ebenso wertvoll ist, wie die Aachener Fresken seines Urgroßvaters, dazu Willi Schaeffers als himmlischer Conférencier und Miß Evelyne, Trude Lieske und W. Schott (nicht der Bildhauer), eine musikalische Melange unerhörtester Qualität, dazu Friedrich Holländer am Klavier und die Königin des deutschen Kabaretts, Margo Lion, aus der, wäre sie in Paris, mindestens eine Mistinguett gemacht worden wäre. Und über allem Wedderkops göttlicher Humor und harmonische, positive Lustigkeit. *Meyer.*

R. Großmann Margo Lion

Diese interessierende Form der Unterhaltung stammte in der Idee von Herrn von Wedderkop, der sie am 12. Dezember anläßlich eines Tees in seiner Wohnung ausführte und erprobte. Der Erfolg war vorauszusehen:

Der Querschnitt besteht aus Kontrasten: Herr von Wedderkop besteht auch aus Kontrasten. Bei jedem Kabarett ist aber Kontrastwirkung die Hauptsache — wieviel stärker und überspitzter also ein Kabarett unter dieser besonderen Devise und dieser prädestinierten Regie. Denn es galt nicht nur Nummer mit Nummer, sondern auch den Darsteller mit seiner Produktion in Gegensatz zu bringen — und diese Aufgabe wurde auf die amüsanteste Weise gelöst.

Der Clou in diesem und jedem Sinne war *Tilla Durieux,* die als blonder Hase vom „Kabarett der Namenlosen" ein anzügliches Chanson hinreißend herunterspielte. In Wasserstoffperücke, als Abendkleid ein rosa seidenes Nachthemd mit Silberbrokat-Gürtel, Vorstadt-Temperament und Vorstadt-Charleston — sie war superb.

Photo Zander & Labisch

Vorhang von Alix Simon zum Querschnitt-Kabarett bei H. v. Wedderkop

Indische Säulenplastik des 17. Jahrhunderts

Margo Lion, züngelnd und nackt wie eine Flamme in rotem Chiffon, hetzte ein französisches Lied von der dünnen Seele und danach ihre göttliche „Pompadour" (natürlich nicht im Kostüm), mit der sie tobenden Beifall errang.

Willi Schaeffers konferierte über jede mögliche und unmögliche Pause hinweg und war ebenso unwiderstehlich wie bei Nelson. Nur daß er mehr als je Regisseur und Publikum als eine bedauernswerte Horde Geisteskranker anzusehen schien, mit der man besonders gütig, besonders nachsichtig, zuweilen aber auch besonders streng sein muß...

Auch der obligate *André Germain* wurde aufs Podium hinaufserviert. Er wußte absolut nicht, was man ihm oder er einem angetan und las, wie um sich zu trösten, mit Flüsterstimme die allertraurigsten Gedichte der Noailles. Alles kämpfte mit dem Lachen, und so ward brutal der Zweck erreicht.

Marion Palfi, die Mensendiekende, wurde zur Diseuse umgebaut. Ihr Lied vom „schönen Alfred" bezog Herr Flechtheim gerührt auf sich. Ihn wiederum hatte man in einer Kunstpause zu einer Rede für den Krieg vergewaltigt, und der Mann, der kein Blut sehen kann, mußte als „Andreas Germanus" muttriefende Worte von Wunden und Gräbern hinausposaunen.

Dagegen imitierte Herr *Dotz Sohn-Rethel* in verdunkeltem Raume so täuschend einen Geflügelhof, daß die Atmosphäre schnell wieder friedensweich und brutsanft wurde.

Trude Lieske war herzig nach dem saftigen *Kurt Gerron,* und zum Schluß suchte in zerfließendem Liebesleid *Walter Schott,* von dem Hühnerhoffritzen assistiert, sein Herz, das er in Heidelberg verloren hat.

In solcher Vielseitigkeit rollte das Programm ab, daß alle Namen nicht erwähnensmöglich sind, die unter Hollaenders so begabter Begleitung auf dem mit von Fräulein Alix Simon gemalten Vorhängen gelbverhangenen Podium annonciert wurden.

R. Großmann
Dotz Sohn-Rethel

Die ernsthaften Stuhlreihen waren alle dicht besetzt, so dicht, daß der rumänische Botschaftssekretär samt seiner Gattin aus Platzmangel in einem Bücherregal hingen. In querschneidiger Konsequenz sah man Berühmte aller Künste. Frau von Oheimb und der Boxer Schmeling, Wolfgang Stresemann und Frau Boehm van Endert, Baron Herbert von Richthofen und Professor Ludwig Stein (der von einer Ignorantin mit Herrn André Germain verwechselt wurde), Frau Theodor Wolff, Frau Georg Bernhard, Grete Mosheim, die Malerin Gräfin Plessen und noch unzählige, die jedoch alle um acht Uhr hinausgeworfen wurden, weil Herr von Wedderkop die Modekönigin erwartete — aber ohne Publikum!

Ursula v. Zedlitz.

W.-C. Queen Ann.: Ein moderner, großer Industrieller läßt sich in Dresden sein Haus von Bruno Paul bauen und einrichten. Ein Händler mit alten Möbeln, Kommoden Louis XVI., Danziger Barockschränken und italienischer Renaissance hatte davon gehört und eilte zu dem Auftraggeber. Er wollte ihm auseinandersetzen, daß ein Gentleman nur Möbel kaufe, die bis vor 1800 entstanden seien. Der Industrielle darauf: „Ich lege Wert darauf, ganz stilgerecht eingerichtet zu sein, von oben bis unten. Ich bin bereit, Ihnen einen Auftrag zu geben für meinetwegen Queen Ann, aber das W.-C. muß auch echt Queen Ann sein.

Amor Skin und beauty culture. Nach dem auf dem Kongreß der konzessionierten Kosmetiker Amerikas verteilten Jahresbericht für 1925 geben die Männer Amerikas im Jahre aus:

Für Gesichtsmassage	100	Millionen Dollar
„ Schönheitsmittel und beauty culture . .	300	„ „
„ Haarwuchsmittel	200	„ „
„ Manicure, Haarpflege, Waschmittel, Gesichtspackungen, Haarfärben	100	„ „

Und die Frauen:

Für Dauerondulation	150	„ „
„ Haarfärben	8	„ „
„ Haarschneiden und Pflege	300	„ „

Es gibt in Amerika 8000 verschiedene Schönheitsmittel, von denen täglich verkauft werden:

20 Millionen Schachteln rouge
60 „ „ Puder usw.

Das Studium dieser Zahlen wird auch dem modernsten Mitglied der „Deutschen Zwangsinnung der Frisöre und Perückenmacher e. V." das Schamrouge abwechselnd mit der Blässe des Neides in die Wangen treiben. Zur Beruhigung sei aber erklärt, daß beauty culture mit unseren ortsüblichen Frisören nichts zu tun hat. Auch in Amerika ist der Frisör ein biederer Handwerker, dessen kosmetischer Ehrgeiz sich nicht über die Kaloderma-Pebeco-Grenze erhebt. Neben ihm ist aber ein neues Gewerbe erblüht, der staatlich konzessionierte Kosmetiker, der Verschönerungskünstler. Er muß, bevor er seine license bekommt, in einer Staatsprüfung — nach einjährigem Kurs — beweisen, daß er die Materie der Schuppen genau beherrscht, den Sitz der Backenmuskeln seines lieben Nächsten kennt, die Substanz von Haaren und Nägeln analysieren kann und über Toxine und Antitoxine im Dienste der beauty culture informiert ist.

Mehrere 100 000 Kosmetiker hat der Staat bereits lizenziert, der Andrang zu den Prüfungen ist gewaltig. Dieser erste Kongreß in Chicago, Heerschau der Kosmetiker, hat beauty culture zu einem nationalen Ereignis gestempelt. Es sprachen Staatsmänner und Wissenschaftler. Ein Professor sprach über die Methoden der Urväter der Kosmetik, die Chinesen und Aegypter. „Old Tut" mit seiner reichlich assortierten Schminkschatulle im Grab erhielt posthume

Ovationen, und auch die alten Perser ernteten einen Sonderapplaus, als bekannt wurde, daß sie sich derart salbten, daß die Spartaner sie schon aus weiter Entfernung rochen.

Der Vorsitzende Mr. Drummond, Toronto (Can.) teilte mit, daß der Staat New-Jersey beschlossen habe, beauty culture an den Mädchenschulen als Pflichtfach lehren zu lassen und daß die Vereinigung einen Fonds zu wissenschaftlichen Zwecken gestiftet habe, um die Rezepte verschollener Schönheitsmittel durch Chemiker und Aerzte rekonstruieren zu lassen.

Es gab schon immer Schönheitsmittel, deren Rezepte in den Händen einzelner sich durch Generationen forterbten und auch durch die hohen Kosten der Herstellung nur wenigen begnadeten Sterblichen zugänglich waren. Zu ihnen gehört Amor Skin, das bisher das Reservat einer ganz exclusiven Gesellschaftsschicht Amerikas war. Hier spielte vor allem der ungeheure Preis eine Rolle, denn Amor Skin konnte nur in geringen Dosen der Haut junger Leguane entnommen werden, also zählebiger Tiere. Es ist eine Salbe, die, durch die Hautporen eingerieben, die Keimzellen der Haut zu neuer Tätigkeit antreibt. Es bilden sich feinste Blutgefäße, die Haut strafft sich, und das Gesicht, das Farbe bekommt, verjüngt sich zusehends.

Lange Experimente haben ergeben, daß die zu dieser Wirkung nötigen Hormone auch von einem anderen Tier erlangt werden können, einer besonderen Art der Teichschildkröte, die es in großen Massen gibt. Sie trägt den aktiven Stoff in großer Menge unter dem Panzer. Der Effekt ist die Anlegung großer Schildkrötenparks im Dienste der beauty culture und Verjüngung.

Der alte Lordmayor von London erklärte einmal einem Interviewer, daß er sich durch den reichlichen Genuß von Schildkrötensuppe jung gehalten habe. Er hat also die neue Wunderkur schon innerlich ausprobiert. Warum soll man sich nicht mit Hilfe der Schildkröte auch äußerlich verjüngen können durch Amor Skin? *M. Q.*

LIEBE MUTTER ....

Von
JOE LEDERER

Im Anfang meines Schreibens, liebe Mutter,
grüße ich Dich jetzt tausendmal von fern.
Ich bin in Dienst bei einem feinen Herrn,
der wunderschön auf dem Piano spielt.
Er hat mir gleich gesagt, er hat mich gern.
In meiner Kammer, da ist nicht viel Platz,
doch überm Bett ein Muttergottesbild,
und hat der Franz schon einen neuen Schatz?
Wenn er mich schon vergessen hat, das tut
mir gar nicht weh. Ich hab ihn nicht mehr gern.
Für einen Bauern bin ich mir zu gut!
Ich bin in Dienst bei einem feinen Herrn.
Mein Herr hat eine Frau, doch die ist krank
und ist am Meer — da muß er viel verdienen.
Blühen bei uns jetzt schon die Georginen?
Der Doktor meint, sie macht es nimmer lang.
Und um die Weihnachten komm ich zu Dir;
der Bruder soll nicht schrein — ich hab's nicht gern.
Und, liebe Mutter, ach, verzeihe mir,
denn ich bin schwanger von dem gnädigen Herrn. . . .

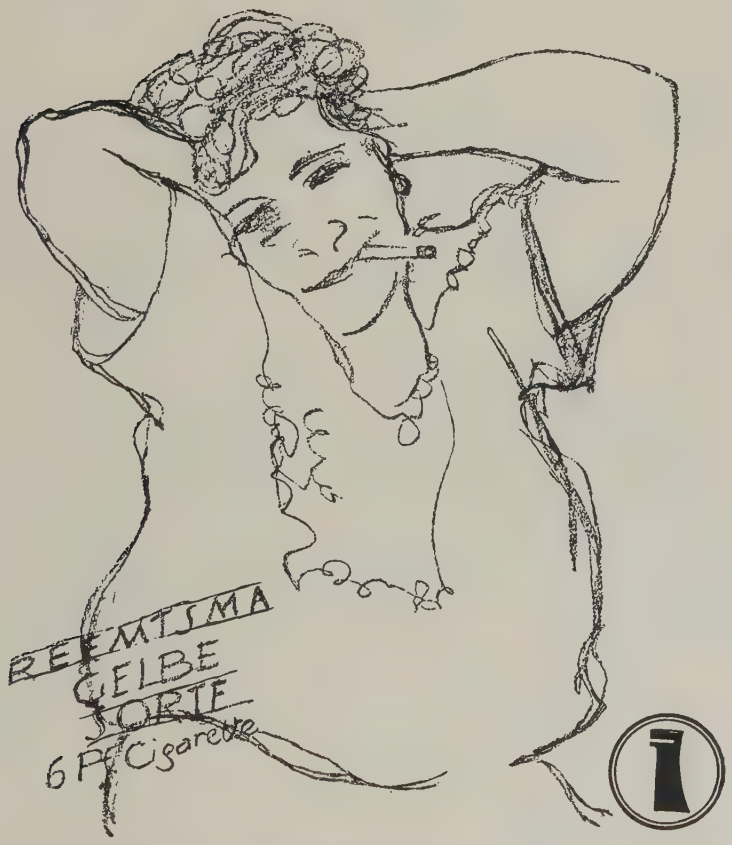
Sehr geehrter Herr! Ich ersuche um freundliche Verständigung, ob ich Ihnen das Manuskript eines Romanes zur Prüfung übersenden darf. Titel: Kinette. Umfang: Ung. 70—75 000 Silben (20 Kapitel mit eigenen Titeln). Inhalt: Der Direktor einer Filmgesellschaft mengt das Leben zwischen den Schatten mit seinem wirklichen Leben, indem er, wie im Film, traumhaft durch Liebesnot und Verwicklungen hastet. (Ein Unterhaltungsroman mit Persiflage des Films und zur Stärkung aller, die an eine reine Form der Liebe glauben!) Mit vorzüglicher Hochachtung N. N. (Original liegt uns vor.)

Photo Zander & Labisch

Tilla Durieux singt das Schund-und-Schmutz-Kouplet auf dem Querschnitt-Kabarett

Bildkomposition von F. A. Flachslander für den großen Ufa-Film „Metropolis“

Bereitschaft. *Paul Boncourt,* im Hauptberufe Rechtsanwalt, hatte einst einen Mann zu verteidigen, der seinen Nebenbuhler erschossen hatte. Boncourt plädierte für Totschlag im Affekt, während der Staatsanwalt von Mord



Will Semm

sprach, „da man ja nicht ohne Absicht einen geladenen Revolver bei sich trage!"

„Ganz falsch!" rief der Anwalt eifrig. „Ich zum Beispiel trage immer alles bei mir, was nötig ist, um ein — *Sittlichkeitsdelikt* zu begehen, und habe es doch noch nie begangen!"

Die Kunst der Lebenden in Barmen. Um 1910 herum begann der Thron der Malkästner und Akademiker in Düsseldorf zu wackeln. Ein paar Maler, die Museumsdirektoren von Niederrhein, Osthaus, Feinhals und ich hatten uns zusammengetan und hatten den Sonderbund gegründet. Die erste Ausstellung fand in der Kunsthalle statt. Liebermann, Cézanne, van Gogh, junge Franzosen und Caparer zogen da ein, wie Hechte in den Karpfenteich. Die zweite Ausstellung fand im Kunstpalast statt. In dieser brachte uns Düsseldorfern Richart Reiche die neue Bewegung in München, die um Kandinsky und Marc, die blauen Reiter. Düsseldorf war empört, und als wir für das nächste Jahr wieder den Kunstpalast haben wollten, wurden wir hinauskomplimentiert und zogen nach Köln.

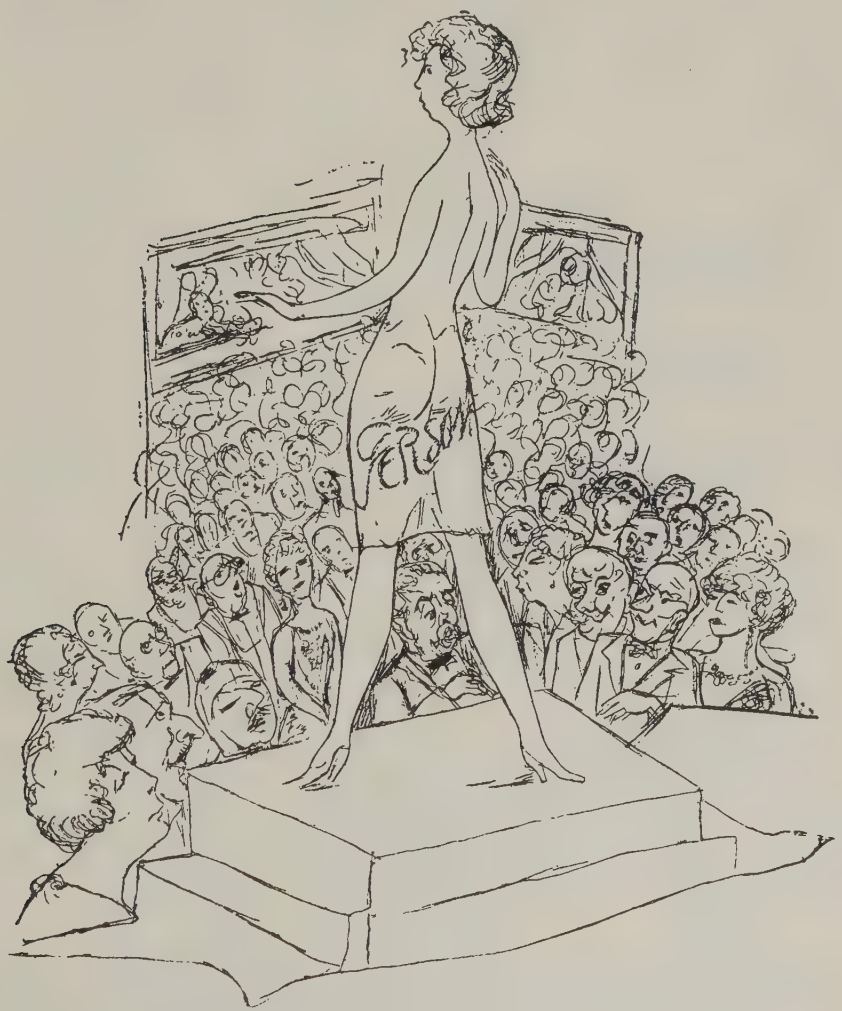
Die Sonderausstellung in Köln 1912, die Richart Reiche leitete (er feierte am 2. Dezember seinen 50. Geburtstag. Er hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verbracht, daß wir uns auf die Arabesken seiner verte vieillesse freuen), war die erste große Manifestation der Kunst der Lebenden. Zum ersten Male wurden van Gogh und Munch umfassend gezeigt, dazu Cézanne und Picasso, dazu die ganze Gesellschaft, die den Kampf gegen den Impressionismus in Berlin und Paris und den Akademismus und den Klüngel in Düsseldorf angegriffen hatte.

Die Folgen dieser Sonderbundausstellung sind in keinem Museum so zu spüren wie in Barmen.

Die Sammlungen des Barmer Kunstvereins, aufgestellt in einem unmöglichen Prachtbau, von dem zwei Drittel Marmorskulpturen sämtlicher deutscher Meister einnehmen, liegt eingepfercht zwischen den von großzügigem Mäzenatentum unterstützten Städten, dem Osthausschen Hagen (das inzwischen seine Sammlung an die Stadt Essen verlor) und dem von der Heydtschen Elberfeld. Barmen hat in diesen unmöglichen Räumen eine kleine Sammlung von neuzeitlicher Kunst zusammengebracht, wie wenige Städte und Sammlungen gleiches besitzen. Die verstorbenen Maler Macke, Marc, Morgner, die blauen Reiter, die Brücke, die wenigen Düsseldorfschen zeitgemäß arbeitenden Künstler und einige Franzosen sind mit besten Proben ihres Könnens vertreten, derart, daß dieses Museum eines schönen Tages, wie kaum ein anderes, einen Ueberblick geben wird über das Kunstschaffen kurz vor dem Kriege und nach ihm. Und in Barmen begann Reber seine heute weltberühmten Sammlungen. *A. E.*

SOEBEN ERSCHIEN: DAS BUCH DER VERSTÄNDIGUNG
PAUL COHEN - PORTHEIM
DER GEIST FRANKREICHS UND EUROPA
Dem Buche sind sieben Kunstdrucktafeln beigefügt
Broschiert RM. 4.—, in Leinen RM. 6.—
In jeder guten Buchhandlung vorrätig
GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

Maronen-Speise à la Gabriele. Maronen brühen und schälen; dieselben mit Milch, Zucker und Butter so lange auf dem Feuer zerrühren, bis die Masse eben ist, zuletzt mit Rum abschmecken; durch die Kartoffelpresse drücken, bergartig anrichten, Schlagsahne im Kranz herumgarnieren.



R. Großmann

Prämiierung der Modekönigin Hilde Zimmermann

Aus einem Geschäftsbrief, der am 27. Oktober bei uns eingegangen ist: ...„Die Arbeit des Peterns und Faltens ist in diesem Preise nicht eingeschlossen. Wir liefern solche Arbeiten schon der bequemeren Verpackung resp. Rücklieferung halber immer in ganzen Bogen, wobei das Fleisch stoßweise von Ihren Mädchen abgetrennt werden kann."...

Sind die modernen Tänze unsittlich?

Von *Riccardo de Luca.*

Nicht nur der Mucker hat dem modernen Gesellschaftstanz den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht. Auch der Gerechte hat ihn aus Mangel an Sachkenntnis und unter dem Einfluß der Gegenpropaganda oft als frivol und antinational bezeichnet. Diese beiden Begriffe wurden wild miteinander gemengt. Die Folge war sittliche Entrüstung und Verachtung der Tanzenthusiasten. Nun ist aber der Gesellschaftstanz — das sei allen, die nationale Tänze lancieren möchten, gesagt — immer und überall international! Er ist international wie die gute Gesellschaft, wie gute Manieren und Kleidung. Der Gesellschaftstanz ist kein Volkstanz wie Schuhplattler, Tarantella und Czardas. Volkstänze sind derbe Kinder einer bestimmten Rasse, bleiben im Lande, nähren sich redlich und sterben daselbst, ohne ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt zu haben. Untrennbar von ihnen ist die „Tracht". Der Gesellschaftstanz dagegen hat eine gute Erziehung genossen: vielleicht in Honolulu geboren, in Amerika erzogen und in Europa mit dem letzten Schliff versehen, offenbart er in Wien und Berlin nicht mehr viel von seiner Herkunft. Er ist verfeinert, für den Gebrauch der großen Welt zurechtgedreht, wenn man will: verwässert. Hat er jemals einen erotischen Unterton gehabt, so ist der auf langen Reisen längst verklungen. Was er einst in seiner Heimat bedeutet hat, geht uns nichts mehr an. Und schließlich ist ja auch der Bauchtanz in seinem Lande nicht „unsittlich", oder kommt möglicherweise im Schuhplattler eine Bewegung vor, die der Botokude als „obszön" verwirft? Daß die modernen Tänze aus den Niederungen des volkshaften Vergnügens stammen, kann niemals ein Tadel sein; denn es ist das Schicksal des Tanzes, von den unteren Volksschichten ausgehend sich allmählich Herz und Beine der feinen Welt zu erobern. Selbstverständlich sind es die Sinne, die sich am Tanz erfreuen; denn es ist der Ausdruck der Freude am Bewegungsspiel des Körpers, an der lebendigen Beschwingtheit der Glieder. Wer im Gesellschaftstanz gemeine Sinnlichkeit sieht, hat sie aus sich selbst hineingetragen. Ein Tanz, wo er auch herkommt, ist niemals „unsittlich". Man muß ihn erst dazu machen. Und dies gelingt meist — dem Auge des Beschauers!

Zwei Irländer arbeiten in der englischen Abteilung von Denver (Colorado). Sie bemerken einen Krüppel, der auf einem Seitenweg sitzt und der blind und taub ist; seine Füße fehlen, seine Arme sind abgenommen. Auf einem Schild, das am Hals des Krüppels befestigt ist, steht, daß er Arbeiter war und alle seine Verletzungen bei einer furchtbaren Explosion erlitten hat. Einer der Irländer wirft einen Schilling in die Mütze des Krüppels. Der andere fragt: „Warum tatest du das? Siehst du nicht, daß er ein Engländer ist? Du weißt, daß die Engländer die Erzfeinde Irlands sind, und doch gabst du dem Krüppel, einem Engländer, ein dime (10)?" Sagt der andere: „Das ist wahr; aber er ist der erste Engländer, den ich so zugerichtet sehe, wie ich es mir wünsche."

Ein guter Rat

den Dir ein „Querschnittleser" gibt:

„Wer Sekt liebt

trinkt **Deinhard**

lobt **Deinhard**

denn **Deinhard**

ist gut."

American University. — Professor tells pupils. — „Now, boys, I want you to write a short story, which you will have to produce within an hour. — Don't forget, that three factors are allimportant to make a success of a short story. — First of all a dash of vulgarity because you write for the multitude. — Then a bit of aristocracy, because the masses like it. — And then of course some sexappeal. — After an hour the professor reads the first short story, which says: „Damn it", said the Duchess, „take off your hand from my knee." —

Eingesandt von Weißberger.

„That gentle hermit". In the course of a message sent by Dr. Rabindranath Tagore from Rome, where he is staying, to Simla, the poet writes:

„I left for a while Santiniketan and India, to fly from the fierce blaze of world-celebrity and seek the shelter of obscurity in Rome, that remote corner of the world. But renown has hounded me even while I am under the aegis of Mussolini, that gentle hermit who, like myself, shuns fame, and whose life and its message are interior."

Mistaken Message. (Simla, Aug. 4.) The Associated Press state that the message wired recently as having been received by them from Dr. Rabindranath Tagore from Rome was not genuine. It purported to come from Rome and was received by the Associated Press by post. No such message, it now appears has been sent by Dr. Rabindra Nath Tagore, and the Associated Press regret having given publicity to it. **Statesman.**

Modernes Theater. Nur noch heute und morgen das überwältigende, köstliche Werk „An der schönen blauen Donau". Die Attraktion dieser Gemütskomödie ist eine „Försterchristl" in Miniaturformat und gehört in die von Schnitzler, Altenberg usw. klassifizierte Kategorie der „süßen Mädels", die das goldene Wiener Herz in Verwahrung haben und mit dem burschikosen Liebreiz ihrer Jugend ins Leben hineinsegeln. Natürlich und schlagfertig, gschamig und selbstbewußt ist diese Mizzi, die sich bei Grinzinger von der Volksbühne herab alle Herzen im Flug erobert und mit der väterlichen Unterstützung eines Erzherzogs schließlich gar eines echten Grafen Schicksal wird. Das alte Wien und seine Vergnügungsstätten, seine liederfröhliche Stimmung, seine lebenslustigen Spießer und seine allbeliebten Deutschmeister ziehen da in ungezählten Bildern vorbei, und in jedem steht die Mizzi als lebender, neckischer Mittelpunkt. Lya Mara hat die reizende Natürlichkeit, den strahlend unbefangenen Blick und das reizend unbefangene Spiel der Hände. Harry Liedtke verkörpert reizvoll den sympathischen Grafen und Verebes dessen jung begeisterten, ritterlichen Nebenbuhler. Vorauf sah man noch die Naturaufnahme „Segelsport an der Ostsee" und die „Neueste Berichterstattung". *(Osnabrücker Tageblatt.)*

Die Mona Lisa im Profil: Zu einem Photographen in der rue de Rivoli kommt ein Amerikaner. Er fragt: „Haben Sie ein Photo der Gioconda?" — „Natürlich, hier!" Der Amerikaner betrachtet sie eine Weile und fragt dann: „Haben Sie sie nicht ein bißchen mehr im Profil?"

(Bulletin de la vie artistique.)

Aus dem Liederbuch der Dienstmädchen

Rührig muß das Mädel sein,
Tritt's in Herrschaftsdienste ein.
Füßchen flink und hell der Kopf,
Fein die Hand am Suppentopf,
Freundlich mit dem Besenstiel (!!)
Und der lieben Kaffeemühl'.

Mädel muß schon früh aufstehn,
Morgens, wenn die Hähne krähn,
Machet Herd und Stiefel blank,
Hauset in dem Küchenschrank,
Zaubert die Gemütlichkeit
In die Wohnung weit und breit.

Ob das Leben teuer sei,
Mädchen, die sind steuerfrei.
Wo nur Herr'n und Damen sind,
Braucht man ein geschicktes Kind,
Und die Gräfin stolz und fein
Kann nicht ohne Mädchen sein.

Wenn ich Frau Baronin wär',
Ach, wie wär' die Schleppe schwer!
Müßte manches lernen dann,
Was ich so nicht mag und kann,
Tiefe Knixe, Kompliment,
Bückling, Kratzfuß ohne End'.

Sind auch nicht die Hände zart,
Sind wie Schmirgel rauh und hart,
Ist das Herz nur fein und weich,
Fliegt es doch ins Himmelreich;
Ruft Sankt Peter uns herein:
Kommt, ihr wackern Mägdelein!

(Aus dem Liederbuch vom Marienheim der Dienstmädchen, Köln).

Annoncen-Querschnitt des „Artist". Frei ab 1. Dezember. Max Hirzl, bayerische Oberlandlerkapelle. 1 Dame, 5 Herren. Einlagen: Kesselpauken, Autofanfaren, Jodlersoli. Saubere Kostüme. Frei ab sofort! Ia Stehgeiger — Saxophonist. Höchste Anpassungsfähigkeit. Bei ungenügenden Leistungen mit Entlassung einverstanden. Direktoren! Agenten! Willy Wendt! Kapellmeisterdirigent, zu sehen täglich von ½5 bis 11 Uhr.

Danksagung! Unserer werten Direktion herzlichen Dank für den uns zu Ehren bereiteten vorzüglichen Abschiedsabend, insonderheit des Lorbeerkranzes. Alles dieses gibt uns doch alle Ursache, auf Grund unseres Revertrages mit Freuden unser liebes Heidelberg zu begrüßen. Damenattraktionsorchester Heliotrop.

Damen-Trompeter-Korps „Weserlust". Kunst, Stimmung, Humor. Mehrmaliger eleganter, neuer Kostümwechsel. Große Parade zu Pferde in Gala-Kavallerie-Uniform, elektrische Schmiede, der Storch. Vier Monate im Reengagement in Erding (4000 Einwohner).

Tirolienne Leni Waldkind, Inhaberin eines behördlich anerkannten Kunstscheins, die fabelhafte Jodlerin, auch genannt das lustige Stimmungsteufelchen, singt und jodelt zurzeit mit viel Humor als Einlage in Herford, Bahnhofs-Café. Lesen Sie bitte die letzte Kritik: „Sie ist eine Zugkraft für jedes bessere Lokal." Eilofferten erbeten! *Eingesandt von Dr. B. Bardi.*

CLAUDE MONET †

A Giverny, chez Claude Monet, — tel est le titre d'un ouvrage opulemment illustré de M. Marc Elder. Le romancier s'est fait l'Eckermann du peintre et son livre restera un document irrécusable sur les goûts, les opinions et la vie entière de Monet. En voici un chapitre:

Il y a deux ateliers un à chaque extrémité du jardin. Au milieu, la maison verte et rouge, chargée de rosiers grimpants, prend ses aises comme un spectateur placide et regarde de tous ses yeux la féerie des parterres que les saisons renouvellent. Le terrain s'incline doucement vers la route et vers les grands peupliers du jardin aquatique sur lesquels le soleil dort à midi. De la galerie qui borde le rez-de-chaussée, on ne voit que fleurs. D'abord les tulipes d'avril; puis les pivoines, les iris, l'oeillet, l'azalée, la gueule-de-loup; enfin les capucines, les dahlias, le géranium-lierre, les rhododendrons, le souci et l'anémone blanche du Japon, première neige de l'hiver. De tout temps la rose foisonne, en buissons, en touffes, en arbustes, en galeries. Elle est blanche, crème, safranée, pourpre, cramoisie ou naïvement rose comme une faveur d'oeuf de Pâques. Elle pend par grappes, fourmille en boutons d'églantiers, jaillit au sommet d'une tige comme le sourire nacré d'une jolie femme. Elle embaume. Le vent, qui maraude les reflets argentée des tileuls, chasse devant lui le vol effarouché des parfums.

Du côté des serres, c'est le vieil atelier auquel on accède par un petit escalier tapissé d'estampes. Il regarde le nord, la falaise gris-vert du Vexin, coupée de failles crayeuses, qui ont l'air d'entamure de fromage, et tachée à l'automne par les cépées amarante des cerisiers sauvages. Giverny s'allonge, à droite et à gauche, entre la route et le plateau, comme une banlieue perdue, quiète, restreinte, où, parmi les fermes, sont exposées des villas de catalogues d'architecture: Les Musardières, Mon Plaisir, Coin rêvé . . . A l'ouest une vieille église coiffée d'un éteignoir d'ardoises; à l'est le moulin qui broie l'Epte, mince rivére perdue sous le couvert ainsi qu'un lacet dans une robe. Et partout des clôtures grisâtres, en calcaire grossier, d'où le silex saille comme un ongle mal soigné, et jointes de glaise anémique.

Claude Monet travaille du matin au soir, tant qu'il fait jour. C'est un grand laborieux. Ni les fatigues d'une vue surmenée, ni les justes sollicitations de l'âge n'ont ralenti son ardeur. A quatre-vingts ans il ferme sa porte aux importuns, des semaines, des mois, pour être seul, tête à tête, sans distraction, avec sa peinture. Tout le pays avait déjà passé par ses yeux, la Seine dolente, les moissons, les futaies, l'atmosphère diverse, et il n'avait cessé de la chanter, lorsque l'étang lui révéla le trésor opulent et fugitif de ses reflets. Une passion nouvelle s'empare du peintre. L'inspiration née des eaux l'ensorcelle comme la naïada le poète antique. Sur de petites toiles d'abord il note les confidences du miroir et les premières variations de la couleur. Mais à mesure de ses contemplations, il sent le poème grandir, les harmonies s'amplifier. Toute la vie sidérale, tout le secret des fécondités et l'ingéniosité victorieuse de l'homme se déroulent dans le calme d'un bassin recueilli sous les saules. Le matin aux yeux voilés s'y lève dans la brume, d'un compas sûr le soleil y trace sa courbe fulgurante, tandis que le ciel dédoublé regarde changer son visage dans le fond immobile jusqu'à l'heure vierge des étoiles.

Mais ce n'est là encore que la trame, les basses, les marches harmoniques. Les nymphéas tiennent le chant, modulent, flûtes blanches et cuivres pourpres.

L'étang est une palette sonore indéfiniment neuve. Claude Monet l'entend, la voit, la domine. Des ébauches d'abord pour se mesurer et mûrir sa pensée. Mais déjà sa résolution est prise de transcrire dans une décoration à la taille du sujet la symphonie où éclate le rire éternellement jeune du vieux Pan.

— J'ai fait construire ce nouvel atelier au début de la guerre, dit le maître. Ça n'a pas été sans peine. Je voulais quelque chose de vaste pour réaliser les décorations que je projetais. Et puis je voulais m'enfermer avec moi-même, avec le travail, pour ne plus penser à toutes les horreurs qui se commettaient sans répit . . . J'ai vécu là cinq ou six ans, presque sans lâcher la brosse . . .

Nous traversons la basse-cour: des poules jaunes, des coqs japonais blancs et rouges, des canards noirs. Les fleurs embéguinent la porte là comme

ailleurs. L'atelier ouvre sur une lumière tendre, légèrement grisée, qui tombe des verrières du toit. Au milieu, sur une table basse immense, un amas de pinceaux, de tubes de couleurs, de cigarettes à demi consumées, et un chat de céramique enroulé au creux d'un coussin. Tout autour les toiles, vastes panneaux de deux mètres sur cinq, montés sur châssis à roulettes qui se déplacent aisément. Elles se comptent par douzaines et s'ajustent l'une à l'autre en sorte que le panorama se déroule d'une façon ininterrompue, en cercle autour du spectateur. L'oeuvre est immense dans sa variété, dans sa puissance. L'eau glisse vers l'horizon au niveau de l'oeil. Le jeu des brumes, des reflets, des transparences se multiplie en nappe lilas, soufre, bleu lavande, réséda ou gris tourterelle. La cymbale des nymphéas vibre ici ou là.

Claude Monet va, vient, roule des châssis, recule, scrute son oeuvre, allume une cigarette, repart. Une jeunesse incroyable le tourmente. Son beau visage grave étincelle au-dessus des flocons de la barbe neigeuse. Ses yeux s'affilent. Et soudain cet homme, qui au delà de la soixantaine a bâti ce monument prodigieux, s'arrête à une vision nouvelle.

— Il faudra que je peigne le pont de mon étang lorsqu'il est couvert de glycines, dit'il. . . . Voilà longtemps déjà que j'y pense. . . . Il ne s'agit que de soigner un peu ma vue pour reprendre la brosse. . .

Admirable cri d'une vie où les fécondités bouillonnent encore! Maintes fois devant les splendeurs du jardin, la richesse des ateliers, l'abondance quotidienne de la création, j'ai songé, à Giverny, à cet autre jardin de Venise, la retraite de Biri Grande où vécut le père de la peinture moderne. Titien dont la main ne lâcha le pinciau qu'au seuil de la centième année.

Nachdem in dem Zollbeamten **Henri Rousseau** ein großer Künstler anerkannt worden ist, ist es Sport geworden, vor allen Dingen in Frankreich, solche Leute als Maler zu propagieren, die das Malen als Nebenberuf ausgeübt hatten und dann durch emsige Kunsthändler zu Kunstmalern gemacht wurden.

Hiermit beschäftigt sich vor allen Dingen unser Freund und Mitarbeiter Wilhelm Uhde (der in dem letzten Heft des Bulletin de la vie artistique als die bedeutendsten deutschen Maler unserer Zeit Kokoschka, den Merzmaler Schwitters und seinen Schütz- und Lehrling Kolle proklamiert), weil er derjenige war, der als erster Henri Rousseau kommerziell erkannt hat und nun in Stallknechten, Kartoffelbratern und Erdarbeitern Rousseaus findet.

Und jetzt ist in dem ehemaligen Schlafwagenkontrolleur M a c l e t der Utrillo des armen Mannes entdeckt. *E. S.*

Redakteure als Minister. Zwei ehemalige Redakteure, Hörup und Sörensen, waren als erste ihres Standes dänische Minister geworden. Man war sehr gespannt, wie die beiden in ihren neuen Positionen bestehen würden, und eines Tages wurde König Christian gefragt, wie er mit ihnen auskomme. Der König äußerte sich sehr anerkennend: „Sie sind so weit ganz tüchtig, aber sie haben die Angewohnheit, manche Schriftstücke in den Papierkorb zu werfen, weil sie sie für Frühlingsgedichte oder so was halten." *Draco.*

Fritz Westendorp zum Gedächtnis. Der Maler Fritz Westendorp, den seine Freunde am 15. Januar 1927 so gerne als Sechziger gefeiert hätten, war nicht willens, ihnen diesen Gefallen zu tun. Mit seinem feinen, leicht sarkastischen Lächeln sträubte er sich gegen den „Kunstgreis" und gegen jene Festivitäten, die nun einmal mit einem solchen Jubiläum verbunden sind. Ehe wir ihm zeigen konnten, wie sehr wir ihn und seine feine Landschaftskunst schätzten, siedelte unser Freund in das stille Tal des Friedens über.

Ungleich manchen der ehrwürdigen Nestoren Düsseldorfs war Westendorp nie zu alt für die Jungen, wenn auch ein hier seltenes Qualitätsgefühl ihn davon abgehalten hatte, modische Ueberschätzungen mitzumachen. Er besaß ein sicheres Auge, wie es so oft die Landschafter und unter ihnen besonders die Jagdfreunde auszeichnet, und konnte es besonders in jenen Jahren bewähren, als in Düsseldorf der erbitterte Streit um die Sammlung von Nemes tobte. Damals hat Fritz Westendorp nahezu allein den Mut gehabt, Gemälde von Cranach und Greco, von Courbet, Manet und Cézanne für mindestens ebenso wertvoll zu halten wie die Hervorbringungen der einheimischen Malerschule.

Ein echter Rheinländer ist dieser tapfere Kämpfer gewesen, ein treuer Sohn der alten Stadt Köln, jedem frohen Scherze zugänglich und eigentlich abgeneigt, irgend etwas, es sei, was es sei, tragisch zu nehmen. Von den Nichts-als-Malern schied ihn eine gewisse geistige und weltmännische Haltung. Ein echter Kavalier war Westendorp vor allem darin, daß er es auch gegen „Niedrigstehende" war. Eine aufrechte und charaktervolle Persönlichkeit. Sie sind selten geworden. Wir werden ihn nicht vergessen.

Walter Cohen.

Drei Jahrtausende „Sei schön"! Nach einer mit großer Sorgfalt von einem Pariser Frauenklub aufgestellten Berechnung verbrachten die Damen des Klubs die ersten 36 Jahre ihres Lebens durchschnittlich auf folgende Art: Sie haben 14 Jahre 4 Monate geschlafen, 5 Jahre 2 Monate gearbeitet, sich ebenso lange erholt, sind drei Jahre lang auf allen möglichen Vehikeln gefahren, waren zwei Jahre krank und haben sich die übrigen 6½ Jahre an- und ausgezogen und schön gemacht. Namentlich die letzte Zahl scheint im ersten

Sie haben die Wahl

zwischen zwei Genußmitteln, beide gleich in ihren Genußeigenschaften, das eine aber (Kaffee Hag, coffeinfreier Bohnenkaffee) bestimmt unschädlich, das andere (gewöhnlicher Bohnenkaffee) vielleicht schädlich. Welches werden Sie gebrauchen?

Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen

Augenblick hoch zu sein, sie wird aber verschwindend klein, wenn man den Zeitaufwand kennt, den die Frauen früherer Epochen benötigten, um dem Befehl Folge zu leisten: Sei schön! Die alten Perserinnen wären mit den in Paris errechneten 6½ Jahren bestimmt nicht zurecht gekommen, denn sie salbten und parfümierten sich während zwei Drittel des Tages. Uebertroffen wurden sie durch die Chinesinnen, die zu ihrer Toilette, einem mit Miniaturpinseln ausgeführten Bemalen des Gesichts und dem Vergolden der langen Fingernägel, den ganzen Tag brauchten und mit knapper Not spät abends präsentabel waren. Der biblische Vater Job gab seiner Tochter den klangvollen Namen Kéren Happùch, zu deutsch „Schminkehorn", was darauf schließen läßt, daß Fräulein Job ihre alttestamentarische Crème Elida gleich hörnerweise verbrauchte. Aegyptische Damen opferten ihre Vormittage der Kunst, einen exakten grünen Strich unter das Auge zu ziehen, der es besonders feurig leuchten ließ. Der phantastische Luxus, den das alte Rom in seinen Bädern trieb, ist oft überliefert, gleich den unerschwinglichen Preisen, die damals für arabische Salben und Wohlgerüche angelegt wurden.

Im alten Deutschland ist das Schminken erst sehr spät in Mode gekommen. Zwar berichtet der alte Plinius, daß sich „wenigstens bei den barbarischen Volksstämmen die Frauen das Gesicht der Schönheit und hergebrachten Sitten wegen" mit dem Absud von Kräutern bemalten, und daß die Ehefrauen und Schwiegertöchter der Britannier bei gewissen Festen nackt, nur mit dem Saft aus dem Kraut glastum bemalt in der Farbe der Aethiopier einhergingen. Jedoch scheint dies weniger ein Schminken als eine Art Volkstracht gewesen zu sein. Erst im 12. Jahrhundert „ist das Schminken über alle Länder gekommen, die sich zu den Gebildeten rechnen". Als einer der ersten begrüßt Gottfried von Straßburg die neue Mode im „Parzival" nicht gerade liebenswürdig:

„Gestrichen varwe ufez vel (auf das Fell)
ist selten worden lobes hel."

Die nun einsetzenden Kanzelreden nützten nichts mehr. Rouge eroberte sich Germanien, und heute ist die daraus entstandene Parfümerieindustrie schon nahe daran, mit den Klassikern ihres Gewerbes in Frankreich zu konkurrieren und ermöglicht es der Frau, schön zu sein, ohne ihren ganzen Tag zu opfern.

*

Eine Schönheitskonkurrenz ist in allen Ländern entbrannt. Sätze wie „Sei schön durch Elida!" werden zum Programm der Glückseligkeit für die Frau, der heute die Erfüllung ihrer Schönheitspflicht durch die Chemie leichter gemacht wird als ihren Vorgängerinnen in allen früheren Kulturepochen. *M. Q.*

Die Schaufensterdekoration für einen Strumpfladen in Heft 12, Seite 942 ff., stammt von Bildhauer A. Gumtsch, Berlin.

Schreiben ist eine Last für mich.
„Montblanc" macht sie mir leichter
Fritzi Massary

• MONTBLANC, der Füllhalter für individuelle Handschrift.

verjüngt die Haut!

Aus der Unterhaut lang- und zählebiger Panzertiere gewonnene Stoffe, die die menschliche Haut regenerieren, werden durch die Hautporen eingerieben.

KEINE OPERATION!
KEINE INJEKTION!

Falten, Runzeln und Krähenfüße verschwinden! Die Haut wird jugendfrisch, glatt, rosigweich!

Stärke I Reichsmk. 25.–

In den führenden kosmet. Geschäften erhältlich. Bezugsquellen und Druckschriften durch die alleinige Herstellerin

OPOTERAPIA
G.m.b.H. / BERLIN W 15
Kurfürstendamm 28
Tel.: Bismarck 7776

NIEDERRHEINISCHE TÖPFERSTUBE

CLAUS BARTHELMESS

Atelier und Werkstätte für künstlerischen keramischen Schmuck der Innen- u. Außen-Architektur

DÜSSELDORF / NEUSS AM RHEIN UND GODESBERG

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium! Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

OKASA FÜR MÄNNER

Neue Kraft durch das neue Kräftigungsmittel „OKASA" nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Hervorrag. begutachtet ist die prompte und nachhaltige Wirkung. Eine Original-Packung (100 Tabletten) 8.50 M. Das echte Präparat erhalten Sie nur durch **Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 156,** Friedrichstr. 160 (zw. Unter den Linden und Behrenstr.) Hochinteressante Brosch. kostenl. in verschl. Doppelbrief.

Gentila Gürtel

machen straff und schlank und leicht den Gang

★

Katalog H 3 kostenfrei!

★

J. J. Gentil G. m. b. H. Berlin W 9

Potsdamer Str. 5 (am Potsdamer Platz)

8 separate Anproberäume / Geöffnet von 9 bis 6 Uhr

Zwei Werke, die sich selbst empfehlen!

Verlag Dr. P. Langenscheidt / Berlin

MAX BAUER

Liebesleben

in deutscher Vergangenheit

Mit 75 Abbildungen nach alten Meistern. 392 Seiten Lexikonformat. Geh. RM. 14.–, in Halbln. RM. 17.–, in Halbld. RM. 21.–.

★

Ein Dokument schärfsten Forschungsgeistes, ein Meisterstück. Es fängt bei den Germanen der Urzeit an, berichtet über die Ritter, Bauern, Mönche, Nonnen, behandelt die Freudenhäuser, ebenso Bäder, Tanz und Spiel, Ehe und außerehelichen Verkehr, Liebeszauber und Hexenkunst, endlich das Treiben an den Höfen der Fürsten. Ein außerordentlich lesenswertes Buch von seltener Schönheit. (Berliner Tgbl.) Trotz der Fülle des urkundlichen Materials liest sich das Werk wie ein spannender Roman. (Vorwärts, Berlin.)

PAUL LANGENSCHEIDT

Lebenskunst

Aus drei Jahrtausenden Weltweisheit

472 Seiten Lexikonformat. In Ganzleinen RM. 15.–, in Halbleder RM. 19.–.

★

Dieses Buch ist das Ergebnis einer in einem sechzigjährigen Leben gesammelten Lebenserfahrung, deren Früchte uns der Autor, unterstützt durch umfassendes Wissen, mit diesem seinem Werke schenkt. In flüssigem Stil, ohne jemals doktrinär zu werden, führt uns der Verfasser in die schwierige Lebenskunst ein, indem er seine Lehren durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte und tausend Erfahrungstatsachen des täglichen Lebens belegt.

Bestellungen erbittet – event. auch gegen Teilzahlungen:

Deutsches Bücherhaus / Berlin W 57, Winterfeldtstr. 36

(Abteilung 24)

Die Vossische Zeitung mit ihrem Weltdienst

4,30 Mk. monatlich

Bestellungen bei der Post und beim Verlag Berlin SW 68

ORDNUNG
VON BIBLIOTHEKEN

REGISTERARBEITEN

JEDER ART UND DEN NACHWEIS
WISSENSCHAFTLICHEN MATERIALS

ÜBERNIMMT

OSKAR ARNSTEIN
BERLIN-SCHÖNEBERG
KÖNIGSWEG 4,I

JAHRZEHNTELANGE ERFAHRUNG
REFERENZEN ZUR VERFÜGUNG

KÜNSTLER-BEKENNTNISSE

Briefe, Tagebuchblätter, Betrachtungen heutiger Künstler

André Derain: Selbstbildnis

Mit 32 Tafeln und 16 Zeichnungen im Text. In Ganzleinen 8 M

Gesammelt und herausgegeben von PAUL WESTHEIM

Marées, Thoma, Liebermann, Corinth, Sisley, Rodin, Ensor, Hodler, Cézanne, Gauguin, van Gogh, Signac, Olbrich, Henri Rousseau, Matisse Picasso, Braque, Gris, Derain, Vlaminck, Marc Chagall, Kandinsky, Macke, Martinetti, Paula Modersohn, Poelzig, E.L. Kirchner, Nolde, Pechstein, Meidner, Kubin, Großmann, Taut, Grosz, Trier, Belling, Charlie Chaplin u. v. a. kommen in diesem Buch zu Wort.

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN SW 68

Feinnervige Menschen
reagieren spontan auf den frischen, gesunden
Duft gut gepflegten Haares. Man verwende
Dr. Dralle's Birken-Wasser
Die tägliche Waschung mit ihm erhält dem
Haar Fülle, Geschmeidigkeit und Glanz,
erfrischt wohltuend die Nerven und legitimiert
durch seinen feinen, unaufdringlichen Duft
die Zugehörigkeit seines Trägers zur guten
Gesellschaft.
Preis: M 2.- und 3.50,
½ Ltr. 5.75, 1 Ltr. 10.-
Dr. Dralle's
Birken
Haarwasser

Bücherstube Hans Götz · Hamburg 36

Große Bleichen 31

Die Bibliothek der Grafen von

Blome-Heiligenstedten

1. Teil: Geschichte (darunter viele deutsche Chroniken und eine Napoleon-Sammlung), Kulturgeschichte, Literatur, Geographie, Reisen, Archäologie einschließlich bedeutender Kupferstichwerke des 17. und 18. Jahrhunderts

Katalog auf Wunsch

VERSTEIGERUNG AM 25. UND 26. FEBRUAR 1927

PAUL GRAUPE

BERLIN W 35

◆

Nächste Versteigerungen
Februar bis März

AUKTION 71

Schloßbibliothek Burg Schlitz
Incunabeln / Manuskripte und
Holzschnittbücher 16. Jahrhundert / Deutsche Landeskunde

AUKTION 72

Moderne Graphik und Handzeichnungen

◆

Kataloge auf Wunsch nach dem Erscheinen

Kunst-Haus

Dahlheim

Original-Gemälde
Handzeichnungen
erster Künstler

★

Original-Werke von:

Menzel . . . von Mark 150 an
Liebermann von Mark 100 an
Thoma . . . von Mark 75 an
Corinth. . . von Mark 60 an

Berlin W
Potsdamer Straße 118b

DER ANSPRUCHSVOLLE
Buch-Verleger läßt binden bei

CARL EINBRODT

GROSSBUCHBINDEREI m.G.b.H. LEIPZIG